Vor hundert Jahren.

Ein Gedenkblatt

zur

Säkularfeier des ältesten baltischen Romans:

„Hippel's Lebensläufe“.

Von

Alexander von Oettingen.

(Besonderer Abdruck aus der „St. Petersburger Zeitung“.)

Dorpat.
Commissionsverlag von E. J. Karow.
1878.

I.

„Hundertjährige Erinnerungen“ — so äußert sich ein bedeutender Aesthetiker der Neuzeit (Kuno Fischer) — „wollen mir immer als Zeugnisse erscheinen, daß eine menschliche Größe die weltgeschichtliche Probe, gleichsam das Examen rigorosum des Ruhmes bestanden hat, daß ihre Fortdauer im Andenken der Welt gesichert ist durch ihre Fortwirkung in den Gemüthern.“

Dieses Wort scheint auf Hippel's „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“, welche gerade vor hundert Jahren (in 4 starken Bänden bei Ch. Fr. Voß in Berlin) das Licht der Welt erblickten, kaum zu passen. Denn wer liest jetzt noch den alten Hippel? Wer kennt diesen „ungeschliffenen Diamanten“ — wie man seine Lebensläufe genannt hat? Wer weiß etwas von dem gewaltigen Aufsehen, das in jener Zeit der Sturm- und Drangperiode der anonym erschienene Roman hervorrief? Kaum daß einige Literarhistoriker von Fach sich jetzt noch durch die 2400 Seiten hindurcharbeiten, um ihr Urtheil dahin zusammenzufassen, daß es zwar ein bedeutendes, interessantes, originelles, aber wegen seiner ästhetischen Formlosigkeit unlesbares Buch sei.

Gleichwohl gestehen selbst die schärfsten Kritiker der Neuzeit — ich erinnere an Julian Schmidt (Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland II., S. 749) — unumwunden

zu, daß „die Lebensläufe von Hippel noch heute einer unserer gelesensten Romane sein würden, wenn sie nur einigermaßen komponirt wären.“ Und wir Deutschen in Russland, namentlich alle in den baltischen Provinzen wohnenden, müßten ein doppeltes Interesse an dem merkwürdigen Buche haben, dessen Geschichte auf kurischem und livländischem Boden spielt und für die Kulturentwickelung des vorigen Jahrhunderts von großer Bedeutung ist.

Da noch im Laufe dieses Jahres eine für die Gegenwart von mir bearbeitete „Jubelausgabe“ des genannten Werkes bei Duncker und Humblot in Leipzig erscheinen soll, so dürfte es zeitgemäß sein, auf die Bedeutung hinzuweisen, welche dieses Werk nicht blos für die damalige Zeit, sondern auch für die Gegenwart hat. In der „Einleitung“ zur Jubelausgabe habe ich mich über die Grundsätze meiner Bearbeitung eingehend ausgesprochen. Hier will ich mehr diejenigen Seiten aus Hippel's Werk und aus seinem wirklichen Leben hervorheben, welche für die hiesigen Deutschen überhaupt und für die Einwohner der baltischen Provinzen insbesondere bedeutsam sind. Denn Hippel hat nicht blos als ostpreußischer Grenznachbar diese Provinzen genau gekannt, sondern ist auch mit dem baltischen und russischen Leben zur Zeit der großen Katharina in persönliche Berührung getreten. Seine Tagebücher und Briefe, seine in den „Nekrologen“ von Schlichtegroll 1796 f. zuerst erschienene Selbstbiographie sind ein lebendiges Zeugniß dafür. Und in den „Lebensläufen“ spielt ebenfalls die Kaiserin Katharina eine bedeutende Rolle; der zu ihrer Zeit unternommene Türkenkrieg wird lebhaft geschildert und erinnert vielfach an die gegenwärtige patriotische Bewegung der Geister. Von den baltischen Kulturzuständen jener Zeit giebt aber fast jede Seite jenes Buches ein sprechendes Zeugniß.

———

Nicht ohne ein uns befremdendes Selbstgefühl spricht Hippel im ersten Bande seines Werkes die Erwartung aus „über Jahrhunderte zu Jahrtausenden hinauszufliegen.“ Und jubelnd sagt er zu seinem Buche: „Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Auch wenn der Leib Jahrhunderte lang zerstreut und, wenns hoch kommt, in die Gebeinhäuser der Dicht- und Redekunst gesammelt wird, wo man nicht kennt den Gerechten und Ungerechten — ich bins gewiß, es kommt die Stunde, in welcher eine Posaune des Geschmacks die Barbarei wegscheucht und dies Buch zur Auferstehung und zum Leben aufhaucht.“

Einer der ersten Kritiker jener Zeit — wahrscheinlich Merck (in Wieland's „Deutschen Merkur“ 1779, 4. S. 286) — knüpfte an diese Aeußerung Hippel's die spöttische Bemerkung: es werde jene „Posaune des Geschmacks jedenfalls Vieles in dem Buche wegblasen müssen, wenn es allgemein gefallen solle. Dann werde man zu demselben sprechen können: „Erzürne dich nicht, liebes Buch, wenn dein Fleisch gezüchtigt und dein Leib getödtet wird; dein Geist soll erhalten werden zum Tage einer neuen Ausgabe. Und wenn dann die Posaune des reifen Geschmackes die Barbarei deiner Diktion und Sprache wegscheucht und deinen gestorbenen, also von Sünden gerechtfertigten Leib zur Auferstehung und zum Leben aufhauchen wird — dann wirst du ein lebendiges und kräftiges Buch und einer unserer ersten Romane sein.“

Zu dieser „Auferstehung“ glaube ich, nachdem ich mich durch beinahe drei Jahrzehnte hindurch in Hippel's Werke hineingelebt und -geliebt, ehrlich das Meinige gethan zu haben. Ob es mir gelungen, muß die Zeit und — die Kritik lehren. Jedenfalls aber, wie in solch heiklen literarischen Wiedergeburtsversuchen die Sachen nun einmal liegen, fühlte ich als Herausgeber nicht bloß den berufenen Literarhistorikern, sondern namentlich den altbewährten Hippelfreunden

gegenüber mich verpflichtet, in Betreff der Grundsätze und Motive meiner Bearbeitung mich in einem ausführlichen „Vorwort" zu rechtfertigen, welches jeder Leser in der „Jubelausgabe" selbst sich ansehen kann. Sonst hätte man mich leicht wegen Tempelschändung oder wegen Plünderung und Raub an einem literarhistorisch bedeutsamen Kunstwerk verklagen oder verurtheilen können.

Man hat nicht ohne Grund von Hippel's „Lebensläufen" gesagt, sie glichen „einem herrlichen Urwald, in welchem Jedem, der sich hineinwagt, um seinen köstlichen Duft einzuathmen, thaugetränkte Blüthen- und dürre Dornzweige abwechselnd ins Gesicht schlügen." Da gilt es denn, soll anders der Wald auch für diejenigen genießbar werden, welche nicht Zeit oder Lust haben, die sichtende Arbeit vorzunehmen, wenn's sein muß, mit der Axt sich den Weg zu bahnen, um den vollen Genuß und den Zugang zu den köstlichen Perspektiven Jedem zu ermöglichen.

Noch ein anderes Bild möchte ich brauchen. Hippel hat uns in seinem Buche Plan und Entwurf eines herrlichen, zum Theil von ihm selbst schon aufgeführten Gebäudes hinterlassen. Nur die Vorderfaçade, das sogenannte Haupt- und Mittelstück, hat er wirklich ausgeführt. Die das Ganze abschließenden Flügel sind kaum im Rohbau begonnen. Und auch dort, wo er selbst — wie namentlich in den beiden ersten Bänden — den Bau in erfreulicher Weise ausführte, hat er es, wie es scheint, nicht für nöthig befunden, all das lästige und lastende Baugerüst zu entfernen. So fehlt dem Nichtkenner der freie Ueberblick. Man kann das Ganze nicht als solches in seiner Abrundung und inneren harmonischen Einheit überblicken.

Ich habe es nun versucht, das Gerüst, das hölzerne Hülfsbeiwerk, wegzuschaffen, die dadurch entstandenen Lücken oder Löcher mit dem vom Verfasser selbst reichlich dargebotenen Material vorsichtig zu stopfen und zu glätten. Die beiden

sich anschließenden Flügel — entsprechend dem dritten und vierten Bande der alten Ausgabe — mußten nothwendig ganz neu aufgeführt werden, aber durchgehends mit Hippelschem Material, welches er in großen, wüsten, aufeinander geschichteten Haufen dem Bearbeiter selbst hinterlassen. Manches an sich werthvolle Stück mußte, als schlechterdings nicht hingehörig, ganz bei Seite geschafft, der ganze Platz und Plan ringsum gesäubert werden.

So hoffe ich das Ganze im Geiste des Verfassers ausgeführt zu haben, ohne mein literarhistorisches Gewissen zu belasten. Es erschien mir meine Aufgabe, wie die eines vorsichtigen Restaurators, der ein verstaubtes, gebrochenes, im altväterischen Schutt eines Bodenraumes verlegenes Bild im Sinne des Meisters herzustellen unternimmt. Ob das Ganze die Arbeit lohnte, wird sich uns durch einen Blick auf die damalige Zeit und die Bewegung, welche das Buch unter den Zeitgenossen hervorrief, ergeben. Dann erst werden wir die weittragende Bedeutung und den Werth desselben für die Gegenwart darzulegen und zu verstehen im Stande sein.

II.

Von den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A. B. C." erschien der erste Band im Jahre 1778. Der vierte, welcher keineswegs den ursprünglichen Plan zu wirklichem Abschluß brachte, ward drei Jahre später (1781) herausgegeben. Des Verfassers Absicht war — „wie der Paß und Taufschein es ausweist" — in „aufsteigender Linie" zuerst den eigenen und dann (im vierten und fünften Bande) den Lebenslauf seines Vaters und Großvaters zu erzählen — „auch Alles nach Gestalt und Gelegenheit mit unumstößlichen Urkunden zu belegen."

Von vorn herein muß bemerkt werden, daß es sich hier nicht um eine geschichtlich genaue Selbstbiographie handelt, sondern nur um eine poetische Einkleidung wahrer Erlebnisse und eigener Erfahrungen, die der damals noch ungekannte und ungenannte Verfasser zu einem romanhaften Gesammtbilde verarbeitete. Schon die Anonymität, welche Hippel als hochgestellter preußischer Beamter in Königsberg bei all seinen Schriften glaubte bewahren zu müssen, schließt den Gedanken an eine streng historische Darstellung aus. Gleichwohl ist es durchaus richtig, was der älteste Biograph Hippel's, Schlichtegroll (in seinen Nekrologen von 1796 f.), bemerkt, daß „dieser originelle Denker in jede seiner Schriften den Abdruck seines eigenen Wesens niederlegte. In den Lebensläufen gerade lebt und webt er mit den Seinigen so lebendig, als es ihm der Vorsatz, unerkannt zu bleiben, nur immer gestattete. Durch seine ans Herz gehende Schriften hatte er sich, schon ehe man seinen Namen wußte, viele Herzen erobert."

Während Goethe „Wahrheit und Dichtung" aus seinem Leben wundersam zusammenfügte, suchte bekanntlich Jean Paul — ein Geistesverwandter Hippel's — seine Selbstbiographie unter dem Titel „Wahrheit aus meinem Leben" — nicht ohne Stich und Seitenblick auf Goethe — in die Oeffentlichkeit zu bringen. Bei Hippel könnte man sagen, es sei „Dichtung", was er aus seinem Leben in dem genannten Werk dem Publikum vorführen will, und zwar in der damals gangbaren autobiographischen Manier, wie sie namentlich bei den englischen Vorbildern (Sterne, Fielding 2c.) sich findet. Die humoristisch-satyrischen Romane jener Zeit bewegen sich fast alle in biographischer Form. Des Helden Leben wird bis in die Wiege zurück, ja bis in die einzelnsten Umstände seiner Geburt, seiner Herkunft und seiner Erziehung hinein verfolgt. So finden wir es auch bei den meisten deutschen Romanen jener Zeit, welche in der Nachahmung Sterne's,

seines „Yorik“ und „Tristram Shandy“ sich gefielen und gegenwärtig meist mit Recht vergessen sind. Sie erschienen alle nicht frei von jener Nachahmungstendenz, die sich oft ängstlich an fremdländische Muster anlehnte. Klagte doch Ramler (Deutsches Museum 1775 S. 144) nicht ohne Grund: vor Kurzem habe Jeder klagen wollen wie Young, jetzt wolle Jeder scherzen wie Sterne. In Sterne's Manier ward oft „nur der Freipaß gesehen für Karikatur und trockene Lehrhaftigkeit“ (Hettner).

Wie hingegen bei „Goethe's Werther“, der (1774) in demselben Jahrzehnt mit den Hippel'schen Lebensläufen erschien, so ist auch in diesem letzteren Roman nichts von Nachtreterei zu spüren. Allerdings hatte auch Hippel sich Männer wie Swift und Sterne zum Muster genommen. „Allein seine deutsche Natur bricht mit unwiderstehlicher Macht durch die Nachahmung hindurch. Sein Gefühl ist unendlich tiefer als das seiner englischen Vorbilder“ (W. Menzel, Deutsche Dichtung III, S. 30 ff.).

„Wer von den Herren Recensenten sich aufs Würdigen versteht“ — so äußert sich der Verfasser der Lebensläufe in seiner Einleitung selbst — „wird dieses Werk schwerlich für Contrebande oder auswärtiges Gut, sondern für das, was es ist — für deutsche Fabrik halten: hiesige Wolle, hiesiger Stuhl, hiesige Zeichnung, Alles hiesig! Die Herren Recensenten aber scheinen nicht von hier zu sein und sich auf Blick und Griff, Auge und Hand nicht verlassen zu können.“

Man sieht, Hippel ist durch den Recensionsunfug verstimmt, der allüberall „Shandismus“ witterte. So hieß es im „Deutschen Merkur“ (1778) beim Erscheinen des ersten Bandes der Lebensläufe: „Das Werk ist ganz im Tristramschen Geschmack, d. h. es ist immer für die Unterhaltung des Lesers gesorgt und Alles der lebenden Konversation nahe gebracht. Unter dem Anschein von Radotage sind die herrlichsten Wahrheiten gesagt. Die feinsten Züge der Natur im

Vorbeigehen abgestohlen; eine Zusammenfassung von Verhältnissen gewagt, die gewiß nicht gemein ist . . . Der Shandismus der Personen ist aber auf kurischem Boden gewachsen und wird beinahe immer aus einer unversiegbaren Quelle geschöpft."

Meist wählte man in der damaligen Zeit den Stoff der humoristischen Romane aus fernliegenden Gebieten. Merck beschwert sich (D. Merkur I, S. 48) darüber, daß „die deutschen Romane entweder ausländisch oder utopisch" seien. Ich erinnere an Wieland's „Agathon", an Wilh. Heinse's „Ardinghello und die glückseligen Inseln", an Meißner's „Alcibiades" (1780) u. a. m. — Hippel hingegen läßt Alles aus heimathlich deutschem Boden erwachsen und braucht die baltischen, ihm nachbarlich naheliegenden Verhältnisse nur als Kolorit oder Einrahmung für seine eigensten Erfahrungen und Erlebnisse. Mit vollem Recht hat man seine Lebensläufe als „ein deutsches Hausbuch" gerühmt „voll herzerquickender Treue und Kernhaftigkeit der Gesinnung, wie sie heut zu Tage fast aus der Welt entschwunden ist."

So heißt es bei einem zeitgenössischen Kritiker (vergl. „Allg. Lit. Zeitung" 1791, Nr. 46): „Die Lebensläufe gelten bei jedem Manne von Kopf und Herz für ein Meisterwerk Deutschlands und des jetzigen Zeitalters." Schlichtegroll in seinem sonst kritisch scharfen Nekrolog (a. a. O. 1797, S. 305) referirt, daß die „Lebensläufe mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen worden seien, so daß die dankbaren Leser eifrigst, aber vergeblich nach dem Verfasser geforscht hätten." — Viele zerbrachen sich den Kopf, wer das Buch möge geschrieben haben. Lessing vermuthete (17. Juni 1779) auf Leisewitz.

„Es ist Bedürfniß meines Herzens" — schreibt der obige Recensent in der „Jenaer Lit. Ztg." — „den Namen des Mannes zu wissen, der mir durch dies Buch so wohlgethan hat. Manche nennen Lenz als Verfasser, welcher einige Bogen aus diesem meinem Lieblingsbuche im Manuskript einem

Anderen vorgelesen haben soll. Allein Andere widersprechen dieser Behauptung."

Man wird auf den Dorpatenser R. Lenz, den unglücklichen Freund Goethe's, der drei Jahre vorher (1775) seinen „neuen Menoza oder Prinz Tandi" veröffentlicht hatte, wohl nur deshalb geschlossen haben, weil er aus den baltischen Provinzen stammte, und man bei ihm eine so genaue Bekanntschaft mit der dortigen Gesellschaft voraussetzen zu dürfen glaubte.

Interessant ist es, wie unter den großen Zeitgenossen Hippel's sich Hamann und Herder für das Buch aufs Lebhafteste begeistern und Muthmaßungen über den Verfasser anstellen, obwohl sie Beide — namentlich Hamann in Königsberg — als Hippel's nahe Freunde es hätten wissen können. Schon sein Buch „Ueber die Ehe" (1774) hatte Hamann innerlichst bewegt und ihn zu seinem „Versuch einer Sibylle über die Ehe" (1775) veranlaßt. Im Jahre 1778 den 25. November schreibt er an Herder: „Der Verfasser der Ehe hat sich mit ganz neuen Lebensläufen hervorgethan . . . Ich glaube, daß Sie auch Geschmack daran gefunden haben. Neugierig bin ich, ob Kriegsrath Scheffner — auch ein naher Freund Hamann's und Hippel's — oder Kriminalrath Hippel der Verfasser ist. Hippel ist gewohnt, mit seiner Autorschaft sehr geheimnißvoll zu thun." (Hamann's W. Bd. V, S. 292). Herder antwortet (Mai 1779): „Der zweite Theil der Lebensläufe ist erschienen und hat mich noch zehnmal begieriger gemacht auf den Verfasser. Nur Hippel ist's nicht, ist's nicht! Mir geschähe eine Wohlthat, wenn ich den Autor kennen lernte." — Es war das in demselben Jahre, als Herder (1778) mit seinen „Volksliedern" auch Stücke der aus dem baltischen Boden gesprossenen estnischen Poesie veröffentlicht hatte. Mußte nicht Herder schon wegen der ihm persönlich bekannten ostseeprovinziellen Verhältnisse ein Interesse für das Buch haben. Herder, der selbst in Riga 1768 bis 1770 seine „Kritischen Wälder" herausgegeben und ein Jahr vor Hippel's

Lebensläufen (1777 in der Abhandlung über die Aehnlichkeit der englischen und deutschen Dichtkunst) darüber klagte, daß unsere vaterländische Dichtung „ein Wiederhall geworden sei vom Schilfe des Jordan, des Tiber, der Themse und Seine". Daher seine Freude über Hippel's echt deutsches Produkt! Hippel selbst suchte sogar — was er im Hinblick auf die im Buch so eingehend geschilderten kurischen Verhältnisse mit einiger Wahrscheinlichkeit thun konnte — die Autorschaft von sich auf einen Major Trotha von Treyden, einen Kurländer, den er in Königsberg kennen gelernt, zu leiten (vgl. Lit. Nachr. von Preußen 1781, I. S. 237).

Andere bezeichneten (vgl. Flemming's Art. in der „Hamb. pol. Ztg." 1796) Kant selbst als den Verfasser. — Insbesondere erinnerten viele geistreich-originelle Stellen an die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft, welche bekanntlich erst 1781 erschien. Man machte sogar dem Verfasser der Lebensläufe hier und da den Vorwurf des Plagiats. Daher fühlte sich Kant, der Hippel nahe stand, veranlaßt in der „Allg. Lit. Ztg." (1797, 2. S. 16) nach Hippel's Tode, als dessen Autorschaft bekannt geworden war, folgende Erklärung abzugeben: „Mein Freund Hippel, der sich nie mit Philosophie sonderlich (berufsmäßig) befaßt hat, konnte jene von meinen Vorlesungen ihm in die Hände gekommenen Materialien gleichsam zur Würze seiner Gerichte für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft zu geben, ob sie — diese Gewürze — aus des Nachbars Garten oder aus Indien oder aus seinem eigenen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund in unserem engen Umgange doch über seine Schriftstellerei nie ein Wort fallen lassen."

Warum war denn Hippel so zurückhaltend mit seiner Autorschaft? Er gab selbst anonymer Weise in der „Allg. Lit. Ztg." (1792 Ins. Bl. Stck. 31. 50. 76) eine Erklärung in Betreff des „vielgerühmten Buches" ab, von dessen Ge-

brechen Niemand mehr als sein „unverblendeter Vater" überzeugt sein könne. Er bittet sodann um „Duldung in Sachen der Preß- und Schreibefreiheit." Da der Verfasser durch seine Lebensläufe Niemand wissentlich beleidigt, ja alle Personalitäten vermieden habe, warum solle er gezwungen sein, sich zu nennen? „Ein Schriftsteller, der in unzertrennlichen Amtsverbindungen mit nicht gleich denkenden Menschen steht, hat zur Vermeidung unzähliger Mißverständnisse auf das Recht, anonymisch zu bleiben, gegründete Ansprüche."

Den inneren Beweggrund für die Anonymität spricht Hippel selbst an einer schönen Stelle seiner „Lebensläufe" aus, die ich — da sie in der „Jubelausgabe" fehlt — wörtlich hersetze: „Der Meister, wenn er ein ehrlicher Kerl ist, drückt seinem Werke nicht ohne Schamröthe seinen Namen ein. Darum sollten große Künstler nur Gott die Ehre geben und ihrem Obermeister ihre Arbeit weihen und zueignen.... Des Künstlers Verdienst ist gleichsam nur der Kunstgriff d. h. der Griff nach einem guten Stoff zu seiner Arbeit, nach einem guten Reißbrett in der Werkstube Gottes, nach guten Mustern, die ihm die Natur darreichet".... Die ganze Natur galt Hippel als das Kunstwerk des höchsten, des einzigen Autors. „Das Wort war Fleisch — ein gewaltiger Gedanke! Gott sprach, hauchte aus — und es ward! So ist Gott auch — Schriftsteller geworden. — Es ist viel von Gottes Wort zu sagen — ein tiefer, tiefer Ausdruck!"

III.

Wenn ein Buch, wie die Hippel'schen „Lebensläufe" trotz seiner Anonymität soviel rumorte und die verschiedensten Bildungskreise in Bewegung setzte, so muß ihm auch eine sonderliche Bedeutung zugestanden werden. Die Geburts-

wehen jener großen Zeit, die wir als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen gewohnt sind, lassen sich auch an diesem Produkt überall spüren. Freilich sehr anders und nicht so gewaltig wie bei den sogenannten „Kraftgenies" jener Zeit. Diese als wahre Heroen des Geistes überwanden oder überbrückten mehr oder weniger die klaffenden Gegensätze und suchten durch schöpferisch poetische Macht in klassischer Schönheit die wogende Unruhe entgegengesetzter Geistesströmungen in das ihnen bestimmte Bette zu fassen. Der Faust, dessen Geburtsstunde auch in jene großen siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, ist deß ein gewaltiges Zeugniß.

Aber auch Goethe, wie die meisten Stürmer und Dränger, leidet zugleich unter dem unaufgelösten Zwiespalt jener Zeit. Wir finden auch bei ihm jenes unruhig Wogende, jenes Prometheisch-Titanenhafte, welches im Faust vergeblich nach abgeschlossener ästhetischer Gestalt ringt und im Werther als selbstquälerisch brütender Weltschmerz zu Tage tritt. Der Widerspruch in und mit sich selbst ist die Signatur der ganzen Zeit. Das alte Thema von dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, von dem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit spielt in allen möglichen Variationen. Ein Kraftmensch wie Lessing verzehrt sich zugleich in vernichtender Kritik. Hamann, der Freund Hippel's, erscheint als der in sich fragmentarisch zerrissene Magus des Nordens, den der „Deutsche Merkur" (1774) als Vater der Stürmer und Dränger proklamirte. Ein Philosoph wie Jacobi, welcher Hippel einen wahren Liebesbrief wegen seiner Lebensläufe schrieb, zerquälte sich in dem Bewußtsein, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, mit dem ganzen Kopfe ein Heide zu sein. Die zwei Wasser, die unaufhörlich ihn bald hoben, bald versenkten, aber nie gleichmäßig ihn zu tragen vermochten, haben noch hundert andere geniale Menschen damals an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die gewaltige Philosophie des „Zer-

malmenden" — wie Moses Mendelssohn den trockenen und doch alle Welt aufregenden Königsberger Philosophen nannte — die „Kritik" des großen Kant schien alle Begeisterung zu vernichten und erbaute sich doch einen Idealismus, der einen Schiller fortreißen konnte. Rein kritische, Alles auflösende Vernunft und praktisch-religiöse, Alles wieder aufbauende Vernunft, zersetzender Verstand und religiöse Begeisterung, von der einen Seite der rein praktische Realismus mit steter Betonung der „Nutzbarkeit" — und doch von der anderen Seite ein selten schwunghafter Idealismus, der den Himmel zu stürmen unternahm — das war die Doppelphysiognomie jener merkwürdigen Zeit.

Aus dem Aufbrausen jenes Gegensatzes der negativen Philosophie und des positiven Enthusiasmus — was konnte da bei geistvollen, aber ihrer selbst nicht in vollem Sinne mächtigen Personen anders geboren werden als der Humor? In der leichteren autobiographischen, brieflichen, halb philosophischen Roman- und Memoirenform lagerte sich alles mögliche ab, was die Zeit bewegte und worüber sie Herr zu werden nicht vermochte. Die ungebundene Eigenmacht des Ich stand überall im Vordergrund. Das „Ich wie es ging und stand, ohne Zucht und Maß, mit allen Schrullen und blinden Leidenschaftlichkeiten." Ist es doch die Zeit, da Kant's und Fichte's Idealismus sich bereits anbahnte, jener Idealismus, dem das Ich Alles war. „Ich bin Ich und setze mich selbst!" — Man könnte auch bei jenen Humoristen des vorigen Jahrhunderts sagen: „Ich bin Ich und — sitze mir selbst!" Das Selbstporträtiren wurde in der That zur Manie. Weltschmerz und Weltscherz mischten sich in oft unheimlicher, dämonischer Weise; und der über diesen Gegensätzen sich bewegende, tändelnde, den Schmerz selbst wegscherzende Humor ist daher vielfach als eine „Vertuschung" der in ihm vorhandenen tragischen Widersprüche bezeichnet worden. Aber ohne Humor — wer will das Elend und die Schmerzen solcher

Zeiten überdauern? Wie feuchter Nebel (humor) steigt er aus der unklaren Zeitatmosphäre auf. Und manch fruchtbringendes Element lagert sich wieder als Niederschlag aus jenen Humornebeln auf dem Boden der Zeit ab; oder diese selbst verklären sich regenbogenfarbig, wo sie von der Sonne einer höheren, idealen Weltansicht durchleuchtet werden. Auch mischt sich immer in den Scherz der Humoristen ein Zug tiefer Wehmuth. Der wahre Humor fließt — wie bei Hamlet so auch bei vielen unserer deutschen Humoristen — aus den Wunden des Herzens. Er nähert sich oft jener Empfindsamkeit, bei welcher das Weinen und das Lachen sich den Rang streitig machen. „Schriftsteller" — so sagte unser Hippel und so könnten wir z. B. von Fritz Reuter's „Stromtid" sagen — „Schriftsteller, welche Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft behält, treffen das Leben eines Weisen".

In jener Zeit war es daher natürlich, daß neben Shakespeare, der alle Kraftgenies begeisterte, die englischen Humoristen in der deutschen Literatur so freudige Aufnahme fanden, nachdem sie durch einen Uebersetzer wie Bode eine in der That treffliche deutsche Form gewonnen. Bald regnete es auch in Deutschland humoristisch-empfindsame Romane. Lessing klagte noch über mangelnde Produktion in dieser Hinsicht. Seit dem Anfang der siebenziger Jahre tritt hingegen eine so maßlose Ueberfluthung ein, daß die Allgm. Deutsche Bibliothek (Bd. 21 St. 1 S. 190) die Zahl derselben in den Jahren 1773—1796 auf über 6000 berechnet! Alles mögliche „Wissenswürdige" und „Gemeinnützige" wurde in diese dickbauchigen Schiffe geladen, die den breiten, oft schmutzigen Strom der mittelschlägtigen Bildung flott durchsegelten und gegenwärtig vollkommen vergessen sind. Charakteristisch für diese ganze Gruppe ist, daß sie „Meinungen schrieben statt Leben" (Merck) und daß bei ihrer „pragmatisch lehrhaften Tendenz" eine trübe Mischung zwischen historischer Darstellung und

wissenschaftlichem Vortrag ohne alles Ebenmaß der Form sich geltend machte.

Unverkennbar ragen die großen romanhaften Leistungen Goethe's, soweit sie ebenfalls jener Periode angehören, ein „Werther", „Wilhelm Meister", „Die Wahlverwandtschaften" — hoch über das Niveau all dieser Tagesliteratur hinaus. Die vollendete Plastik der Sprache, die Tiefe der Gedanken und die scharfe Charakteristik der Personen ist es nicht allein, was sie auszeichnet. Sie sind in ganz besonderem Sinne Zeichen der geistbewegten Zeit und Spiegelbilder auch der krankhaften Elemente des damaligen Gesellschaftslebens, wie das namentlich zuerst Leo in Bezug auf die Wahlverwandtschaften so schlagend nachgewiesen hat. Jedenfalls aber kennzeichnet sich auch in diesen Produkten Goethe als „ein Sohn seiner Zeit". Ja man hat nicht ohne Grund selbst seinen Wilhelm Meister mit Hippel's „Lebensläufen" verglichen und die Meinung ausgesprochen, daß Hippel viel tiefer greife als der in seine ästhetische Selbstbeschaulichkeit versunkene Goethe. Was Th. Mundt in dieser Beziehung (vgl. seine „Krit. Wälder" 1833 S. 251) sagt, ist wohl etwas übertrieben, erscheint aber doch nicht ganz unberechtigt: „Wenn man sonst Wilhelm Meister's Lehrjahre vorzugsweise als den deutschen Roman der Lebensweisheit zu betrachten pflegt, so kann er sich in dieser Hinsicht mit den tiefsinnigen Lebensläufen nicht messen." So gesteht auch Julian Schmidt (a. a. O. S. 747): „Alle romanhaften Versuche jener Zeit wipfeln in dem Hippel'schen Hauptwerke."

Von allen Seiten werden wir also zu der Frage gedrängt: was ist denn das Große, das Unvergängliche und Fesselnde in diesem merkwürdigen Buche? Inwiefern hat es eine dauernde kulturgeschichtliche und literarhistorische, soziale und ästhetische Bedeutung?

IV.

Vor Allem ist es der tief religiöse Zug, die echte ungeschminkte christliche Frömmigkeit, die sich in dem Hippel'schen Buche namentlich in den Hauptpersonen seiner Geschichte ausprägt. Wie selten fand sich damals, wie selten findet man heut zu Tage ein Buch in belletristischer Form, welches das Christenthum nicht etwa breit, lehrhaft anpreist oder mit missionirender Tendenz und mystischer Ueberschwänglichkeit dem Leser ans Herz legt, sondern kernhaft und schlicht, menschlich wahr und lebensvoll zum Ausdruck bringt? Meist drängt sich bei den sogenannten christlich frommen Büchern auf ästhetischem Gebiete dem unbefangenen Leser das Gefühl auf, daß etwas Gemachtes daran haftet. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Bei Hippel ist es die aus dem Leben gegriffene Wahrheit der christlich durchdrungenen Charaktere, welche fesselt, ja unwillkürlich ergreift und fortreißt. In dem kurischen Pastor, in der Pastorin, in dem Herrn v. G. schildert der Verfasser nicht blos Typen, sondern wirkliche, wenn auch dichterisch idealisirte Personen aus seinem Leben mit durchaus eigenartiger Physionomie. Müssen wir es nicht staunend bewundern, daß in einer Zeit, wo der kritische Zahn des Rationalismus selbst die Pfahlwurzel des Christenthums angenagt hatte, und jene Sonne der Aufklärung alle Wolken des Mysteriums zerstreut zu haben schien, ein solches Geistesprodukt voll tiefer, gesund lutherischer Glaubensinnigkeit zu Tage gefördert werden konnte? „Für lange Zeit" — sagt Gelzer in seiner deutschen National-Literatur — „wird Hippel eine bedeutende Stelle unter den geistigen Arbeitern einnehmen, die dem Ruf der Reformation getreu das Christenthum aus den Klostermauern versteifter Gewohnheitsformen in das Heiligthum des Herzens, in die Freiheit und den Ernst des wirklichen Lebens hinüberzuleiten strebten".

Fällt doch die erste Erscheinung der „Lebensläufe“ in dasselbe Jahr, wo eben die „Wolfenbüttler Fragmente“ durch Lessing herausgegeben worden waren, und wo Bahrdt's „Glaubensbekenntniß“ alle tieferen Gemüther und sogar Semmler, den Vater des Rationalismus, mit Abscheu erfüllte. Ist es doch das Jahr 1778, in welchem Rousseau und Voltaire ihr geistiges Sichtungs- und Zerstörungswerk zum Abschluß brachten. Beide sind vor gerade hundert Jahren gestorben, als die „Lebensläufe“ geboren wurden, sowie Lessing's Tod (1781) mit der Vollendung des Hippel'schen Buches zusammenfällt.

Freilich wissen wir auch von Männern, wie Hamann und Claudius, Jung-Stilling und Lavater u. A., welche für den tieferen Ernst der Religiosität eintraten. Aber in einer Zeit, wo die gesammte Atmosphäre geschwängert war von der die Revolution ankündigenden Gewitterschwüle, wo die Luft erfüllt erschien von den Sturmvögeln einer alles Alte und Hergebrachte pietätlos umwerfenden Negation — bleibt solch eine tief innige und wahre Frömmigkeit ein erquickliches Zeichen der guten alten Zeit. Das ist es ja, was uns im Wandsbecker Boten, dessen zweiter Theil von 1778 ab erschien, so wohlthuend berührt. Nicht mit Unrecht wird im deutschen Merkur vom Verfasser der „Lebensläufe“ gesagt, er scheine nicht blos „ein wahrhaftiger Abkömmling Yorik's, sondern ein leibhaftiger Vetter und Freund von Asmus“ zu sein.

Wie schön zeigt sich auch das poetisch christliche Element in den alten herrlichen Kernliedern, die Hippel so markig und unverfälscht — ohne je seine eigenen gefühligen Gesangbuchsdichtungen vorzudrängen oder auch nur zu citiren — der prächtigen Pastorin, jener echt kurischen fröhlich-frommen, humoristisch-ernsten „Originalchristin“ in den Mund legt!

Und doch erscheint auch in religiöser Hinsicht Hippel nicht ohne Fühlung mit seiner Zeit. Er vermochte sich dem Einfluß der kritischen Periode nicht so ganz wie etwa Claudius

und Lavater — jeder in seiner Art — zu entziehen. Mystik und Rationalismus, positives Christenthum und Kant'sche Skepsis, frommes Lutherthum und eine harmlose Begeisterung für den heiligen „Johann Jakob" — wie Hippel Jean Jaques Rousseau nennt — gehen bei ihm wie bei so vielen Koryphäen seiner Zeit Hand in Hand. Daher läßt er auch in den „Lebensläufen" (besonders im Pastor und in dem kurischen Edelmanne Herrn v. G.) beide Standpunkte, den christlichen und den deistischen nach den Grundsätzen der Toleranz neben einander oder mit einander ringend zu Tage treten. Jeder ehrliche Heide und ringende Zweifler flößt Hippel Respekt ein. Nur über Voltaire, der ihm durchaus zuwider war, treibt er sein Gespötte, tröstet sich jedoch damit, daß derselbe „daran nicht könne gestorben sein, da er den ersten Theil der Lebensläufe kaum werde gelesen haben". Aber Rousseau erscheint ihm fast wie „ein echter Jünger Christi" — und Kant als die „wirkliche Spektabilität unter den Philosophen". Hippel trägt auch unverkennbar etwas vom damaligen Zopf des Moralismus, des Tugendbewußtseins an sich. Nur sucht er im Gegensatz zu vielen Rationalisten jener Zeit die Moral stets aus der rein persönlichen in die Gemeinschafts-Sphäre hinüberzuziehen. Durch den Versuch, „die Religion unter dem Gesichtspunkt des Reiches Gottes in soziale Ethik umzuwandeln", ist er ein Vorläufer der neuesten Zeitbestrebungen geworden, wie Gelzer (a. a. O.) mit Recht hervorhebt. —

Besonders erquicklich ist es, daß in den „Lebensläufen" die ernste und kernhafte Frömmigkeit Hand in Hand geht mit gesundem Humor und sprudelndem Geistreichthum. Und Beides, obwohl hier und da zu stark aufgetragen, erscheint doch nicht als zufällig herbeigebrachte „Würze" — wie Kant sagte — sondern ergiebt sich meist aus den lebendig geschilderten Situationen. Darin unterscheidet sich Hippel wohlthuend von dem ihm sonst nahestehenden Jean Paul, den er zwar als seinen „geistigen Sohn und Bruder" anerkannte,

dessen „verfehlte Härten" er aber doch schmerzlich empfand. In der abrupten Weise der Einmischung des Fremdartigen, nicht Hineingehörenden, in der Verquickung von Gelehrsamkeit und Aesthetik, von Empfindsamkeit und Humor, von religiöser Mystik und entschiedener Skepsis kann man beide als Geistesverwandte bezeichnen. Nur daß Alles, was bei Hippel Natur, oft barocke und ungeschulte Natur ist, bei Jean Paul zur Manier wird und in raffinirte Gesuchtheit ausartet. Dazu kommt, daß gerade das epische Moment in Hippel's Hauptwerk ihn weit über Jean Paul erhebt. Die Plastik der Erzählung und die scharfe Charakteristik der Personen ist mitunter bewunderungswürdig. Th. Mundt's Behauptung, Hippel fehle „das plastische Darstellungstalent in Hinsicht der Figurenzeichnung" gilt nur für seine späteren Werke, namentlich „die Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z." In den „Lebensläufen" haben seine Gestalten volle Körperlichkeit. Man glaubt nicht blos an ihr Fleisch und Blut, man meint sie mit Händen zu greifen. Selbst ein so scharfer Kritiker wie Julian Schmidt gesteht zu (a. a. O. II. S. 750): „Die ersten Theile in Hippel's „Lebensläufen" sind ausgezeichnet: durchaus starke Striche, grelle Farben, eine große Fülle des Gemüths und neben allem Humor eine Farbe von tiefer Wehmuth, die etwas Fascinirendes hat." Man meint in der That, mit seinen Personen in derartige Bekanntschaft zu treten, daß sie ein Stück des eigenen Lebens werden. Man kann es sich kaum vorstellen, daß sie und ihre Erlebnisse dichterische Erfindung wären. „Der hat es weit gebracht, der Menschen lesen kann", sagt Hippel selbst. Er war ein großartiger Menschenleser.

Daher ist sein Buch auch in pädagogischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht von so hoher Bedeutung. Vergessen wir nicht, es war damals die Zeit, da Lessing für die „Erziehung des Menschengeschlechts" die allgemeine Theilnahme wachgerufen, die Zeit, da das Erziehungsproblem

seit Rousseau's „Emile" überhaupt als eine brennende Frage in aller Welt Munde war. Basedow hatte im Philanthropin (1774) sein pädagogisches „Methodenbuch für Völker und Menschen" (1771) praktisch verwirklichen wollen. Kant hatte 1777 in der „Königsberger Zeitung" das Dessauer Philanthropin aus allen Registern gelobt und gepriesen. Die Popularphilosophie sah die nationale Erziehung der Jugend als eine Hauptaufgabe an. Angeregt von solchen in der Luft schwebenden Gedanken hatte der Livländer R. Lenz 1773 seinen „Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung" auf die Bühne zu bringen gesucht. In dieser Tendenz schrieb Engel nicht bloß seinen „Lorenz Stark", sondern auch seinen „Philosophen für die Welt" 1777. In dieser Absicht hat endlich Pestalozzi, der große Volkserzieher, zu zeigen gesucht (1781) „wie Gertrud ihre Kinder lehrte". Hippel läßt namentlich in der Schilderung der eigenen Jugenderziehung die schönsten und erhabensten Grundsätze durchblicken. Der kurische Pastor ist ein rechtschaffenes Ideal christlicher Pädagogik, unsäglich viel tiefer als all die moralisirenden Pädagogen jener Zeit. Seine Differenzen, ja Kollisionen gegenüber seiner Frau, der Pastorin, geben Anlaß zu geistvoller Diskussion über Elementarschulen und Hochschulen, über Methodenlehre und Aufgabe der Wissenschaft, über Bildung des Verstandes und des Charakters (vgl. Jubelausg. Buch I, Kap. 2 ff.).

Und Alles dieses ruht bei Hippel auf echt nationalem Boden. Auch in politischer Hinsicht prägt sich bei ihm der tiefgreifende innere Widerspruch jener Zeit ab. Begeisterung für die Monarchie einerseits, Verherrlichung der republikanischen Freiheit andererseits finden hier gleicherweise Raum. Der Vater des Helden in den „Lebensläufen" ist ein Monarchenfreund und schwärmt wie Hippel für Friedrich den Großen. Der kurische Edelmann Herr v. G. ist ein kernhafter Repräsentant des freiheitlichen Staates und nicht ohne radikale Tendenzen. Hippel begeistert sich für die damalige

gewaltige Beherrscherin des großen slavischen Reiches. Katharina II. und Friedrich II. sind ihm die genialen Vertreter der gottgewollten Weltmonarchie. Er ist durchdrungen davon, daß es etwas geradezu Kolossales wäre, wenn die Beiden ein Paar geworden. „Welt, was meinst du?“ — ruft er aus: — es hätten Enakskinder, Geistesriesen im politischen Sinne sein müssen, die aus solcher Ehe erzeugt und geboren worden wären! — Und doch schwärmt er für den Verfasser des „Contrat social“ und ahnt schon die heranbrandenden Wogen des Revolutionsmeeres, ohne zu verkennen, daß man ihnen Damm setzen müsse, wenn nicht Alles von ihrem Schmutz solle überfluthet und verschlammt werden.

Merkwürdig und gewiß nicht zufällig ist es endlich, daß Hippel den Schauplatz seiner Geschichte und auch der meisten politischen Gespräche auf baltischen Boden verpflanzt. In dem baltischen Gesellschaftsleben machte sich gerade damals neben scharf ausgeprägter Physiognomie der Personen und Charaktere ein Deutschthum geltend, das mit der Barbarei des dortigen Volksthums in merkwürdigem Widerstreit stand. Mit Beziehung auf diese Partien der „Lebensläufe“ sagt W. Menzel (Deutsche Dichtung III, S. 39 ff.): „Wir vergessen hierbei fast die Kapricen des Hippel'schen Humors und hören immer nur den durch Alles hindurch klingenden süßen, tiefen Klageton. Hippel drückt, ohne es vielleicht zu wissen, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man diese Idylle am Ostseeufer liest, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunklen Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands dahinziehen . . . Der Hintergrund all seines Witzes bleibt immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen, damals so gedrückten Volkes. Das gastliche Haus des kurischen Edelmannes, die idyllische Wohnung des Pastors, mit welchem sich die ganze deutsche Bildung an jenem Nordstrande angesiedelt, können uns vergessen machen, wo wir sind. Immer aber verräth es sich

wieder, — immer blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Stimme zur halbgeöffneten Thüre herein. Solche Oekonomie der Klage ergreift die Seele des Lesers unendlich tiefer als jener pathetische Bombast, in dem sich so Viele gefallen. Deshalb gehört gerade die Geschichte des liebenswürdigen, vom kurischen Edelmanne bis zum Tode verfolgten Mädchens in diesem Buche zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden."

Baltischen Lesern muß es von besonderem Interesse sein, an Hippel zu beobachten, wie damals unsere Provinzen in lebendiger Fühlung standen mit dem Herz- und Pulsschlage deutschen geistigen Lebens und Ringens. Ist es doch die Zeit, da Männer wie Schoultz-Ascheraden und Merkel ihre Befreiungstendenzen praktisch und literarisch zum Ausdruck brachten. Fühlen wir uns doch gehoben durch den Gedanken, daß Kant's erste Werke bei Hartknoch in Riga gedruckt wurden. Erscheint es uns doch providentiell bedeutsam, daß drei so bedeutende Männer der Sturm- und Drangperiode wie Hamann, Herder und Hippel mit der Geschichte unserer Lande verwachsen sind. Trug sich doch Herder gerade in jenen Tagen (1770) mit dem „hochfliegenden Gedanken, dereinst als erfahrener und wagender Staatsmann der rettende Genius Livlands zu werden und das, was der große Montesquieu über den Geist der Gesetze so tief gedacht, auf den Geist der Nationalerziehung dieser kleinen friedlichen Provinz anzuwenden" (Hettner). — —

V.

Warum ist denn das bedeutsame Buch, das auch von der baltischen Geistesbewegung so lebendiges Zeugniß giebt, bei uns so wenig gekannt? Warum liest es im Grunde kein Mensch mehr? Auch in Deutschland wissen kaum einige

Auserwählte davon. Und doch erkennen die Literarhistoriker von Fach — mit Ausnahme des gegen Hippel geradezu verbitterten Gervinus — allesammt die hohe Bedeutung desselben an? Ja selbst Gervinus gesteht zu, daß „die Geschichte Minens in den L. zu dem Anziehendsten gehört, was in Yorik's Geschmack je geschrieben worden ist", daß sie „trefflich erzählt sei und mehr zu lesen gebe, als geschrieben steht". Wie kommt es überhaupt, daß ein Buch, welches in lebhaft erzählender Form frischen Humor und tiefen Ernst, Kulturgeschichte und Politik, Ideales und Reales, kosmopolitische und echt deutsche Interessen in sich vereinigt, nicht allerseits dankbare und lernbegierige Leser findet? Ist es denn wirklich nur Illusion, kleinliche Einbildung und Selbstbespiegelung gewesen, wenn Hippel im Hinblick darauf, daß er „in diesem Buche Vater und Mutter — man könnte auch sagen Vaterland und Muttersprache — so hoch geehret", zuversichtlich ausspricht, daß es demselben wohlergehen und es lange leben werde auf Erden? „Ich werde nicht sterben, sondern leben bleiben" — ruft er aus. „Und selbst wenn das Buch gekreuzigt wird, so wird es doch auferstehen."

Der Schlüssel für dieses Räthsel: — daß etwas so Gediegenes und Hochinteressantes wirklich für das große Publikum verloren zu gehen droht — liegt in der Form oder sage ich lieber in der rücksichtslosen Unform des Buches, in der fast monströsen Nonchalance des Verfassers gegenüber seinen Lesern. Ich habe mein Urtheil in dieser Hinsicht schon oben näher begründet und stehe mit demselben nicht allein. Stimmen doch mit meinem Urtheil die bedeutendsten Literarhistoriker der Gegenwart überein. Th. Mundt, der sonst für Hippel schwärmt, hebt doch hervor (Krit. Wälder S. 239 f.), daß derselbe „in seinem formlosen Konvolut von Abhandlungen, bei seinem gelehrten Kompot von Anspielungen, bei dieser Musterkarte von Lesefrüchten — keinen Sinn für Symmetrie und Architektonik der Darstellung habe"; daß

man daher bei Hippel „mitten unter orientalischen Fruchtwäldern auf libysche Wüsteneien stoße und aus göttlichen Verzückungen zu breitem Verstandesraisonnement herabsteige.“ Koberstein erkennt an, daß „manche Partien von lebensvoller Gestaltung und von dem Geist echter Dichtung beseelt, das Uebrige aber — und dessen ist sehr viel — in eine Form gefaßt sei, die sich über alle, selbst die einfachsten Regeln künstlerischer Komposition wegzusetzen scheint.“ Hettner, der Hippel's „Lebensläufe“ zu den „bedeutendsten unter den sternisirenden Romanen“ rechnet, gesteht doch, welche Mühe es ihn gekostet habe, sich durch dieses „wunderliche weitschweifige Buch hindurch zu winden“, das nichts desto weniger ein „ehrendes Andenken“ verdiene, weil — „ein tiefer, gebildeter Geist aus demselben zu uns spricht über die höchsten menschlichen Bildungskämpfe“ (vgl. Lit.-Gesch. III, 3 a. S. 407). Gelzer endlich (Nat.-Lit. II, 217) sagt: „Manche Partien des Buches stehen in ihrer Art so einzig und unübertroffen da, wie Werther's Leiden oder Hermann und Dorothea und würden unfehlbar, wenn sie — ausgesondert und in richtiger Bearbeitung — für sich allein ständen, eine verwandte Wirkung hervorgebracht haben. In Minchens Briefen z. B. weht, wie Morgenduft des Paradieses, die reinste Unschuldssprache der Liebe und Herzensfrömmigkeit. Nur wird“ — fügt Gelzer zum Schluß hinzu — „der hohe dichterische Werth des Ganzen durch die vielen Einschaltungen, durch das üppig wuchernde Beiwerk der mit hineingezogenen, oft fremdartigen und ermüdenden Bestandtheile verdunkelt und verdeckt.“

Hippel scheint das Fragmentarisch-Unvollendete und doch unsäglich Breitspurige seiner Darstellungsweise selbst empfunden zu haben. Er sagt zwar, daß er „sich bemüht habe, allen einschläfernden Erweiterungen auszuweichen.“ Aber er fügt selbst hinzu: „was ist ganz vollendet? Wir Maulwürfe — wie können wir vollenden? Alles lehrt uns,

wie weit wir vom Ziele sind. So gut ich mein Buch gemeint, könnten nicht Stellen sein, die nicht da sein sollten?" — Auch in Betreff des „Fragmentarischen" fühlt er — wie sein Freund Hamann, der durch und durch Fragment war — es sehr deutlich, daß dieser Vorwurf berechtigt sei. Aber er tröstet sich damit, daß „der Mensch sich selbst in dieser Welt als ein Fragment vorkommt, ob er gleich ganz da ist."

Um es theils mit sich, theils mit Anderen nicht zu verderben, thäte der Mensch nach Hippel's Meinung (Selbstbiogr. S. 162) am besten, es nie auf sein ganzes Ich anzulegen; das habe doch noch Niemand je „von sich selbst entschattet." Es käme ihm — Hippel — nur darauf an: nichts Unwahres mit unterlaufen, nicht den „Schein statt des Seins" walten zu lassen. Den Menschen habe er schreiben wollen; jeder „olympische Lauf nach einem Zeitungslob" sei ihm zuwider. Er betrachte sein Buch wie einen „im Winkel stehenden Zöllner." Aber — „der göttlichen Natur desselben solle Niemand zu nahe kommen" oder „seine Einheit verletzen." — „Man müsse" — fordert Hippel — „beim Lesen die Seele des Buches suchen und der Idee nachspüren, welche der Autor gehabt" — alsdann habe man das Buch ganz. Zuweilen sei aber die Seele beim Buche ebenso schwer zu finden, wie bei manchen Menschen. Ja er selbst — Hippel — würde Mühe haben, die Seele aus seinem Buche herauszurechnen. Ruft doch der Autor selbst — er, der „so oft in das Feld der Anmerkungen verschlägt", der nicht „kapitelfest" ist und den wiederholten Entschluß „Extrapost" zu nehmen unerfüllt läßt, ruft er doch den geneigten Lesern zu, daß sie „immerhin streichen mögen, wenn sie nur nicht das Herz herausstreichen!"—

Daß solches in der bald erscheinenden „Jubelausgabe" nicht geschehen, dafür bürgt nicht blos meine Liebe und Verehrung für Hippel. Das kann und wird auch jeder Kenner sofort selbst wahrnehmen und beurtheilen können. Ich habe durchaus nicht eine „Blumenlese" aus Hippel's „Lebens-

läufen" geben wollen, wie man solche „Ragouts", die nicht Fisch, nicht Fleisch sind, bei Hamann und Herder, Claudius und Jean Paul versucht hat. Ich wollte nur durch meinen Neuguß oder Ausbau das Ganze als solches zu einheitlicher Anschauung bringen.

Neben der sachlichen Anordnung des Stoffs schien mir auch die stylistische Feile bei einem Verfasser wie Hippel unumgänglich. Seine Rücksichtslosigkeiten in dieser Hinsicht sind geradezu erstaunlich. Sie werden nicht dadurch entschuldigt, daß er „von Ordnung wenig halte" und „nicht Gecken das Verständniß öffnen" wolle. War doch die „Tendenz auf Regellosigkeit und Unordnung" eine Modekrankheit der damaligen Genies, so daß selbst Kant — in seiner Kritik der Urtheilskraft — darüber spottet, weshalb doch „solch aufblühende Genies glauben, man paradire besser auf einem kollerichten Pferde als auf einem Schulpferde." Der große Kritikus nennt es „eine überfliegende phantastische Denkungsart, die nicht Sporn noch Zügel zu bedürfen meine". Es komme darauf an, solch „eigenwillige Tändelei mit pathologischen Antrieben" in die Schranken der Demuth und Selbsterkenntniß auf Grund allgemein gültiger Gesetze der Schönheit und Wahrheit zurückzuführen.

Hippel leidet jedenfalls stark an der krankhaften Originalitätssucht. Er erklärt es für das Beste, „sich selbst herauszudenken und nicht bei Lehr- und Handbüchern, sondern bei seinem Genie in die Schule zu gehen und dem selbsteigenen Geiste Folge zu leisten". Hinc illae lacrimae, könnten wir sagen, d. h. daher die Leiden der Hippelfreunde, welche im Hinblick auf den reichen Goldstaub, der tausend andere Schriftsteller aus ihrer Geistesarmuth retten könnte, sich auch durch den Schutt hindurch zu arbeiten den Muth und die Ausdauer haben.

Die bei Hippel wie bei Jean Paul allbekannte Notizensucht mag auch mit die Schuld jener Unordnung tragen. „Es

gehörte zu Hippel's Autorbestimmung" — sagte der alte Schlichtegroll — „daß er an dem, was unsere Nachbarn, die Franzosen, Reichthumsverlegenheit (embarras de richesse) nennen, theils selbst litt, theils sie seinen Lesern verursacht." — Theoretisch hatte Hippel ein vollkommen klares Bewußtsein von der nothwendigen „Einheit, die in jeder Schrift sein muß, sie wandle gleich im finstern Thal oder gehe gleich — wie sehr oft bei ihm — durch Dick und Dünn, durch Licht und Finsterniß." Ja, er hält eine Schrift, die dieses Ziel nicht hat, die deshalb „nicht an Ort und Stelle kommt" für eine Mißgeburt: „Je weiter man es gebracht hat, Alles zu Einem zu lenken und kein Rad zu viel und keines zu wenig in seinem Buche zu urmachen, desto mehr Ganzes ist da." — Gewiß. Aber welch ein Abstand, lieber Hippel, zwischen Wollen und Vollbringen!

Hippel erklärt ausdrücklich, „nicht Roman, sondern Geschichte" schreiben zu wollen. Das ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen. „Im Grunde" — meint Hippel selbst — „wer es genau nimmt, wird finden, daß Alles in der Welt Roman sei und daß im Roman wiederum die Welt der eigenen Erlebnisse und Zeitumstände sich abspiegeln müsse". Daher wird, wenn ein Schriftsteller nicht blos Landschafts-, sondern Menschenmaler sein will, in dem romanhaftesten Roman Vieles aus der Familie des Verfassers vorkommen.

Das führt mich schließlich auf Hippel's eigene Lebensgeschichte und auf seine kulturlich für uns so bedeutsamen Zeitschilderungen. In den „Lebensläufen", wie in seiner Selbstbiographie, in den Briefen und Tagebüchern des Verf. spiegelt sich in lebhaften Farben die Wirklichkeit ab. Namentlich können wir auf die „Lebensläufe" das bekannte Wort Schiller's von dem Unterschied des „Wirklichen" und „Wahren" anwenden. „Wirkliche Natur" — sagt er — „ist überall; aber wahre Natur ist desto seltener". In Hippel's Hauptwerk hat der Verf. den idealen Traum seines

Lebens — wie er es wahrhaft möchte gelebt haben — auf den Boden der Wirklichkeit hinüberzuspielen gesucht.

Als ihm seine Freunde deshalb den Vorwurf der Zurückhaltung und Verstecktheit machten, berief er sich zu seiner Rechtfertigung auf einen schönen Kant'schen Ausspruch. Dieser große Philosoph, der seinen Freund Hippel einen „Centralmenschen" nannte, pflegte zu sagen: „Wenn der Mensch Alles, was er wirklich dächte, sagen und schreiben wollte — nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre als der Mensch. Gewiß ist, daß, was man „„Welt"" nennt, d. h. eine gewisse Lebensart, dem Menschen höchst nützlich und nothwendig sei. Auch der größeste Geradezu hat noch seinen Rückhalt. Wahrlich es ist gut, daß der Mensch sich nicht ganz offenbart. Einer würde vor dem Anderen laufen, wenn er ihn in seiner natürlichen Nacktheit — in puris naturalibus — kennen sollte. Schon jetzt kann der Mensch seinen werthgeschätzten Nächsten, den er doch lieben soll als sich selbst, nicht ausstehen, wenn dieser Nächste dann und wann einen unverdauten Bissen von Selbstlob herausvomirt."

Daher, meint Hippel (Auszug aus seinem Tagebuch bei Schlichtegroll a. a. O. S. 278 f.), wird auch in der eigenen Lebensgeschichte „kein Mensch sich ganz so nackt zeigen, wie wir von der Mutter Natur kommen. Hier und da wird man doch ein Feigenblatt anbringen, um damit seine Blöße zu decken." Gleichwohl gilt unserem Autor die Vertiefung in das verschlungene Problem der menschlichen Persönlichkeit, die plastische Schilderung des Einzelcharakters als eine reizvolle, wenn auch schwierige Aufgabe. „Ich habe mir" — sagt er (in der Selbstbiogr. S. 159 f.) — „oft die Frage vorgelegt, warum die Menschen so selten sich selbst sitzen. Erkenne dich selbst, ist eine philosophische Aufgabe, schwerer als zehn pythagoräische Theoreme. Jeder Mensch, der über sich nachdenkt, findet einen Knäuel unauflöslicher Räthsel, an die er, ohne unwahr zu werden, sich nicht wagen mag. Ach,

könnte man Gedanken hören wie Worte, wie würden die Menschen sich verachten, da sie schon jetzt — bei der Komposition ihrer Gedanken in Worten — so viel Ursache zur Verabscheuung finden! Der Mensch ist und bleibt die höchste und — schwerste Natur, eine kleine Welt oder, wie Young sagt, der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit."

Hippel war selbst — wie man ihn genannt hat — eine wahrhaft labyrinthische, aus viel Widersprüchen zusammengesetzte Persönlichkeit. Daher die vielfach entgegengesetzten Urtheile seiner Zeitgenossen und selbst seiner Freunde über ihn. Bei dem Umriß seines Lebens, den ich noch zum Schluß zu geben gedenke, werde ich auf diejenigen Punkte allen Nachdruck legen, welche für die in Russland und den baltischen Provinzen wohnenden Leser von besonderem Interesse sind.

VI.

Ueber dem Geschlecht Hippel's und dessen Vergangenheit ruht ein bisher noch nicht gelichtetes Dunkel. Der verhüllende Schleier wird auch in den „Lebensläufen" kaum gelüftet. Es hieß, daß sein Vater freiwillig den ursprünglichen Adel seiner Familie aufgegeben, weil er sich mit den im Rastenburgischen lebenden Zweigen derselben veruneinigt hatte. „Es sind" — sagt Hippel selbst — „unstreitig viele Data für unsere adelige Abkunft vorhanden, die gewiß nicht täuschende Träume des Eigendünkels sind. Unsere Familie blieb aber bei der Glückseligkeit des Mittelstandes; und dahin geht auch meine Bitte an die Familie."

Obwohl Hippel die „auf Grundeigenthum" gestützte Aristokratie wie einen Gegendamm ansah gegen die revolutionären Tendenzen jener Zeit und sich auch später (1786) aus Rücksicht für seine öffentliche Stellung das Adelsdiplom er-

neuern ließ, so hielt er doch allezeit sehr wenig von sogenannten Privilegien: „Privilegien sind so etwas Menschliches, als sie gewiß — in Hinsicht unserer höchsten, ewigen Bestimmung — etwas Unmenschliches sind. Ein höherer Stand ist an sich eine Unnatur, obwohl er Vielen eine gute Sache zu sein scheint; — aber, lieben Freunde, wahrlich bloßer Schein! Bei der gegenwärtigen Verfassung der Welt ist und bleibt der (gelehrte) Mittelstand der beste. Der Ahnenvorzug des Adels besteht höchstens darin, daß er seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben fähig ist. Wie oft aber thut er es? Wie selten denkt er, im Hinblick auf die heranwachsende Generation, mit vollem Ernst daran, daß das Studiren ein gewisses Seelendekorum — einen Seelenadel zu Stande bringt, welcher dem Menschen besser steht, als Alles, was die vornehme Gesellschaft, was die Welt ihn zu lehren vermag, und was jeder Tanzmeister dem Körper beibringt. — Nicht das, was wir sind — sondern wie wir sind bestimmt unsern Werth."

Theodor Gottlieb v. Hippel ist am 31. Januar 1741 zu Gerdauen geboren, einem etwa zehn Meilen südlich von Königsberg gelegenen kleinen Städtchen, woselbst sein Vater Rektor der Stadtschule war. Fast den ganzen Jugendunterricht erhielt er von seinem Vater. Die Jugenderziehung scheint sehr streng gewesen zu sein. Fast alle bedeutenden Männer jener Zeit wissen sich der strammen Zucht zu erinnern, die sie in der Knabenzeit durchgemacht, obwohl Hippel nicht, wie z. B. Kant, über „sklavische Behandlung" zu klagen hatte. Der zur Einsamkeit neigende Knabe zog sich am liebsten in den stillen, schönen Hausgarten zurück und ließ sich beim Sinnen und Lesen von den Bienen umsummen.

Seine Liebe zu Büchern ging so weit, daß er dieselben wie eine Art „Schutzengel" ansah. Ueberhaupt hatte er schon als Knabe eine so lebhafte Phantasie, daß er von der eigenen Geisterseherei schier selbst zu leiden hatte — offenbar ein Erbstück seiner in dieser Hinsicht leicht erregbaren Mutter.

Sein inniges kindliches Gebetsleben ging Hand in Hand mit dem Glauben, daß sein „Schutzgeist von ihm weiche", wenn er etwas Böses sagte oder thäte. Einmal, da er sich als Knabe eine kleine Unwahrheit hatte zu Schulden kommen lassen, konnte er „seinen Schutzgeist nicht mehr in der Einsamkeit zu Gaste bitten". Die Noth seiner Seele — erzählt Hippel selbst — sei nicht früher von ihm gewichen, als bis er durch eine offenherzige Beichte jene Unwahrheit wieder gut zu machen gesucht.

Neben diesem Zuge zur Einsamkeit und Schwermuth scheint sehr früh schon die satyrische Ader sich bei ihm gezeigt zu haben. Er erklärte sie aus der „Erbsünde der Mutter", welche sich über die Witzausbrüche des Jungen sehr erfreuen konnte, während der Vater sich mehr in ernster Zurückhaltung bewegte und eine nach Innen gekehrte, leidenschaftlich erregbare Natur gehabt zu haben scheint. Die Mutter verdachte es dem Jungen durchaus nicht, wenn er in seinem ersten knabenhaften Spottgedicht „wider den unzeitigen Kohl" eiferte, der ihm — da er die Speise nicht mochte — zu oft auf den Tisch kam.

Trotz dieses früh entwickelten Humors hatte er als Knabe schon die sonderbare Neigung, sich mit Todten in Berührung zu setzen. Als sein Brüderlein gestorben war, bat er sich's aus, allein bei ihm schlafen zu dürfen, und feierte so mit der kleinen Leiche ein eigenthümliches Todtenfest. So erklärt sich auch seine Neigung, der er in den „Lebensläufen" oft die Zügel schießen läßt, das Todesthema in allen Tonarten erklingen zu lassen (vgl. Jubelausgabe II, 11; III., 2. u. f.).

Seine Eltern rühmt er auch in der Selbstbiographie als „das herrlichste Paar". Nur in Geldangelegenheiten und kleinen Hausfragen konnten sie auf kurze Zeit uneinig werden. Die Mutter — erzählt Hippel — sei bei ihrer Neigung zum Humor auch etwas leichtsinnig gewesen, habe aber doch

— selbst in Kleinigkeiten — ein sehr zartes Gewissen gehabt. Daher konnte sie sehr leicht — „besonders wenn ein Gewitter im Anzuge war“ — in Seelenangst gerathen. Sein Vater hingegen habe ein tief ernstes „Experimental“- oder Erfahrungs-Christenthum in sich getragen. Das Denkmal, das der Sohn ihm in den „Lebensläufen“ gesetzt, sei zwar nicht völlig kenntlich, doch kindlich wahr und wohlgemeint. —

Beim Beginn seines sechszehnten Jahres bereits trat Hippel seine „gelehrte Wanderschaft“ an. Er ging nach Königsberg um daselbst Theologie zu studiren. Schon zu Hause hatte er oft kindische Predigtversuche gemacht. Hier auf der hohen Schule merkte er es aber erst, wie gefährlich „der unvermittelte Sprung aus der Schule zur Universität sei. Kein Wunder, wenn er nur selten gelingt! In der That sollte eine Art Fegefeuer zwischen Schule und Universität sein.“ — Der Vater überließ seinen Theodor sich selbst. Er mußte es früh lernen, sein Brod im Schweiß seines Angesichts zu essen.

Mit einem „sehr prosaischen“ Kurländer Rhode wohnte er zusammen, bei einem Kaufmann Lux. Er ward vielfach in gesellige Kreise gezogen, so daß es ihm selbst bedenklich wurde. Königsberg, sagt er, hat zu viel Zerstreuungen, als daß junge Leute ihrem Berufe Ehre machen können. Besonders herrscht dort das Vorurtheil, daß man sie frühzeitig in Gesellschaften mitnehmen müsse, um ihnen „Welt“ — das heißt „Zeitmord“ beizubringen. „Zerstreuungen bestehlen den Menschen auf eine entsetzliche Weise. Sie stehlen ihm sich selbst. Man verliert sich unter den Händen und hat dann weder Lust noch Zeit mehr, sich mit übersinnlichen, mit geistigen Dingen abzugeben.“

Die Gefahr der Zersplitterung veranlaßte ihn, obwohl er schon „Hauptsprecher“ bei den Studenten geworden war, sich doch mehr zurückzuziehen. Kant's Vorlesungen besuchte er fleißig. Praktika und philosophische Privatissima — welche

Kant nicht zu halten schien — konnte er bei Bruck mitmachen; Theologie hörte er bei einem Wolfianer Schultz, welcher ein wenig pietistisch gefärbt war. „Bei diesem Manne mußte man glauben, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolf studirt.“ — Das Schifflein der Theologie kam so beim jungen Hippel in ernste Gefahr.

Seine damalige Seelennoth schüttete er oft in „geistlichen Liedern“ aus, von welchen später (1772) auch eine kleine, Klopstock gewidmete Sammlung gedruckt wurde, die aber — obwohl Gellert noch sich anerkennend gegen den Verfasser geäußert — nie zu kirchlichem Gemeingut ward.

Unter den Dichtern zog ihn Albrecht von Haller besonders an. Young's „Nachtgedanken“ erschienen ihm als ein „Kernbuch“. Für Sterne konnte er sich begeistern. Scarron's „Komischer Roman“ hatte ihn aber nicht entzückt. Aus einem Streit über diesen Schriftsteller entwickelte sich die bald so innige Freundschaft zwischen Hippel und Scheffner — seinem getreuen „Johannes“, dem er die „Lebensläufe“ gewidmet hat.

Disputirübungen bei Bruck machte er mit, um seine „Redefertigkeit“ zu entwickeln. Vier bis fünfmal hat er wirklich gepredigt, in Königsberg und zu Hause. Durchschlagend scheint der Erfolg nicht gewesen zu sein. Mit der Theologie wollte es überhaupt nicht recht gehen, was man bei dem meist elenden Zeug, das man damals auf den Kathedern hörte, Hippel ebenso wenig verdenken kann als Lessing und anderen „verpfuschten Theologen“ jener aufgeklärten Zeit.

Da er bereits in theologischer Hinsicht schwankte, „nahm er Handgeld von der Maurerei“. Nicht lange jedoch hielt er sich zu ihr; wissen wir doch, daß er später (in den „Kreuz- und Querzügen“ 1794) alle Geheimthuerei, sowie alles Ordens- und Adelswesen aufs Unbarmherzigste verhöhnte.

In dem Maße als die Theologie ihm verleidet wurde, trat das öffentliche und politische Interesse in den Vorder-

grund. „In Preußen“ — so sagt er selbst — „sei Mensch- und Patriotsein im Grunde Eins.“ Er hielt den preußischen Staat für den einzigen, welcher „einer deutschen Universalmonarchie entgegenzuarbeiten im Stande sei.“ Das machte ihn patriotisch, und aus Patriotismus wurde er politisch. Auch dienten viele seiner Verwandten — wie später sein Freund Scheffner — in der Armee. Der Einzug der Russen nach der Schlacht bei Jägerndorf hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Alle diese Erinnerungen gewinnen im dritten Theile seines „Lebenslaufes“ Fleisch und Blut (Jubelausg. III, 6).

Endlich entschloß er sich, nachdem er eine Zeitlang sich der Mathematik und Philosophie ausschließlich hingegeben, zum Studium der Jurisprudenz überzugehen. Entscheidenden Einfluß darauf scheint besonders ein — aus Holland stammender — „preußischer Justizrath“ Voyt geübt zu haben, in dessen Hause Hippel sehr bekannt war, freien Tisch hatte und wohl auch Hausunterricht ertheilte.

Bei den häufigen Abendcirkeln des Voyt'schen Hauses lernte er einen aus Petersburg stammenden Verwandten der Hausfrau, den Lieutenant Keyser kennen und schloß mit ihm eine enge Freundschaft. Die innere Halbheit und Ungewißheit in Betreff seiner Zukunft veranlaßte ihn wohl, auf dessen Aufforderung eine Reise nach Petersburg zu machen, über welche ich eingehender berichten muß. Denn Alles was er von dieser Reise erzählt, ist ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts.

VII.

Seine im zwanzigsten Lebensjahre (1760—61) unternommene Reise nach Russland bezeichnet Hippel selbst als die „angenehmste Epoche seines ganzen Lebens." Er war froh, jegliches „Konventionsjoch" abschütteln zu dürfen, erhielt mit einiger Mühe durch den Kanzler Korff — dem „russischen Gouverneur (Konsul?) in Preußen" — einen Paß unter der Bedingung, daß er wieder ins Vaterland zurückkehren zu wollen verspräche.

Die jetzt folgende, von den Biographen Hippel's — auch von Schlichtegroll und Th. Mundt — wenig berücksichtigte Periode seines Lebens ist für uns fast die interessanteste und wichtigste. Erstens zeigen Briefwechsel und Tagebuch aus jener Zeit, in wie lebhafte Berührung er mit dem Residenztreiben kam. Sodann aber erklärt sich vorzugsweise aus dieser Reise seine lebhafte Theilnahme und sein Verständniß für das Leben in unseren Ostseeprovinzen, die er durchstreifte. Endlich finden wir in seinen damaligen Erlebnissen den Schlüssel für die Wahl des Stoffes und des Schauplatzes der in den „Lebensläufen" erzählten baltischen Geschichte.

Auf der ersten Poststation — in Kunzen, wo Hippel mit seinem Reisegefährten Keyser eine Nacht blieb, trafen sie bei einer Filialkirche einen Pastor, der „blos auf Drosseln vocirt war", d. h. von der alle Herbst anzustellenden Jagd auf diese Zugvögel sein Haupteinkommen entnehmen mußte. Hier erkennen wir den Anlaß zu der hübschen Episode von dem „Drosselpastor" in den Lebensläufen (Jubelausgabe Buch II., Kap. 6).

In Rutzau bei Polangen lernte Hippel einen „kurischen Propst" kennen, von dem er als charakteristisch hervorhebt, daß er als „freisinniger Mann" mit höchstem Mißtrauen auf Preußen wie auf Russland sah. Denn Kurland war

damals (1761) noch ein relativ selbstständiges, wenn auch von Polen vielfach abhängiges Herzogthum, während Livland bereits ein halbes Jahrhundert zum großen Ostreich gehörte. Daher der von Hippel so scharf betonte Gegensatz von Mitau und Riga! —

In Mitau hielt er sich einige Tage auf, besah das schöne Biron'sche Schloß und lernte im Gasthof einen „echten kurischen Junker" von V . . . f kennen, von welchem er berichtet: „Derselbe erzählte uns so viel vom Hauen und Stechen, daß ich — nach meinen Erfahrungen in Königsberg — fast fürchten mußte, dieser kurische Verfechter werde uns ein Rappier aufdrängen, um an uns ein Experiment zu machen." Außerdem hatte Hippel Gelegenheit gefunden, mit dem kurischen Landrath von Behr bekannt zu werden, den er als einen „sehr vernünftigen und klugen Mann" schildert. Ich glaube, daß dieser und nicht der streng offiziöse Kanzler Korff — wie Gervinus meint — das Urbild für die bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit des Herrn von G. in den Lebensläufen abgab.

Bei der Weiterreise nach Riga fiel ihm der Gegensatz gegenüber der „kurischen Residenz" sofort ins Auge. „Schwerlich wird man innerhalb sieben Meilen — denn so weit liegt Riga von Mitau — einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden, als mir hier so auffallend war. Im Freistaat (Kurland) herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart als in der Monarchie. Ich muß gestehen, daß mir in meinem damaligen Alter" — so schreibt Hippel 30 Jahre später, 1791 — „die Monarchie weit besser als der sogenannte Freistaat gefiel. Die aristokratische Weise, welche in Kurland gang und gäbe ist, hatte mir die Freiheit — wenn anders Aristokratien diesen Namen verdienen — gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt. Unser kurischer Mitgast in Mitau war durchaus kein hinreißender, sich und die Sache empfehlender Cicerone der Freiheit, da bei ihm der Mensch

nichts, der Edelmann Alles galt. Ist da Freiheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit (Humanität) gelten? — Mein Reisegefährte Keyser, der ein ganzer Königischer war, fand nichts Abgeschmackteres, als *einen prahlhansischen kurischen Edelmann*. Die Edelleute nennen sich dort ohne Zweifel in Rücksicht der *ihnen* gebührenden großen Freiheit — Barone oder Freiherren!"

Trotz alledem hat Hippel auch charakteristisch ausgeprägte kurische *Ideale* getroffen, Männer, wie sie der baltische Grund und Boden „aus dem Innersten seiner eigenartigen Natur" hervorzubringen vermochte. Jedenfalls zog der Verfasser der Lebensläufe es vor, seinem Roman den Schauplatz hauptsächlich in Kurland anzuweisen, während in Livland sich nur der Abschluß desselben vollzieht (vgl. Jubelausgabe, Buch III., Kap. 7 u. 8). Es ist gewiß nicht ohne Grund, daß fast alle novellistischen und romanhaften Darstellungen, welche das baltische Leben schildern, den kurischen Boden wählen. Es ist eben das Land der urwüchsigen Originale, wo es — nach Hippel's Ausdruck — „Knochen giebt, die Mark haben".

Beiläufig sei hier eines Gespräches Erwähnung gethan, das uns Hippel selbst in seinem von Schlichtegroll abgedruckten Tagebuch mittheilt und das sich auf die Frage bezieht, warum der Verfasser der „Lebensläufe" gerade *Kurland* zum Schauplatz sich gewählt. Es war im Jahre 1785 — (also vier Jahre nach dem Erscheinen des 4. Schlußbandes der „Lebensläufe") — als ein „angesehener Mann" aus dem Freimaurerorden zu Hippel kam, um ihn wegen der „Lebensläufe" auszufragen. Da Hippel sich nicht als Verfasser zu erkennen gab, so fragte ihn jener Mann, was wohl der Autor dieses Buches durch *Kurland* habe sagen wollen? — „Kurland?" — antwortete Hippel erstaunt — „nun, ich denke Kurland!" — „Ich denke es nicht" — antwortete geheimnißvoll der angesehene Mann und fuhr fort: „Kurland — ein kurirendes Land! — ach mein Bester, wir *müssen* kurirt

werden, ehe wir — empfänglich sind!" — „Nun, so kurire uns denn der liebe Gott alle zusammen!" — schließt Hippel, jene Unterredung abbrechend, während der „angesehene Mann" beim Weggehen noch in der Thüre erklärt: „Die Lebensläufe werde ich noch recht studiren! Und zwanzig Meilen würde ich noch heute zu Fuß antreten — um den Mann aufzufinden, der dies Buch geschrieben. Das ist ein Gottvertrauter! — Heil sei ihm!" — Daß Hippel jener gesuchten, symbolischen Deutung des kurischen Landesnamens selbst nicht beistimmte, sehen wir aus dem Anfang der „Lebensläufe". Jene sinnige Symbolik des Wortspiels schien ihm aber vielleicht doch bedeutsam für die Grundidee seines in Kurland spielenden Romans.

In Riga angelangt, beklagt sich Hippel im Gegensatz zum schlichten, wohlfeilen Mitau über die schreckliche Theuerung. Intimere Bekanntschaften machte er in dieser der „kurischen Residenz" so unähnlichen „epikurischen Handelsstadt" erst auf seiner Rückreise. Jetzt gings vorwärts durch die Nacht, während „eine Feuersäule des herrlichsten Wohlbehagens" ihm voranging.

Auf dem Pastorat Papendorff bei Wolmar — einem „Flecken an der Aa" — macht er Halt und lernt dort das Haus des Pastors Blank näher kennen, dessen Vater einst Bürgermeister in Gerdauen, dem Geburtsorte Hippel's, gewesen war. Mit Liebe und Dankbarkeit schildert er die freundliche Aufnahme in diesem gemüthlichen, behäbigen Pastorenhause: „Das wohleingerichtetste Pfarrhaus in Preußen" — meint Hippel — „ist nichts dagegen." Ihm fiel nur auf, daß der Pastor einen langen Vollbart trug — für Preußen unerhört, wo damals in der Zopfzeit wohl noch leichter als jetzt — ich erinnere an die Geschichte mit dem Pastor Kalthof — ein Träger des heiligen Amtes wegen solcher Bartzierde verdächtigt worden wäre. Insbesondere rühmt Hippel es, daß er in der Pastorin Blank „ein Weib

Lobesan" gefunden, welches ihn vielfach an seine Mutter erinnerte.

In St. Petersburg angelangt, stieg er mit Keyser im Hause des schon erwähnten Generallieutenants von Korff ab, an dessen Kastellan sie Empfehlungsbriefe hatten. Am wohlthuenden Kaminfeuer erholten sie sich von den Strapazen der Reise und zogen dann auf längere Zeit in das Haus des Majors Lobry, eines Schwagers von Keyser. Von hier aus lernte er St. Petersburg, die Stadt, das Treiben am Hofe, das Militär und manchen guten Freund kennen.

VIII.

„Petersburg" — so erzählt Hippel als Augenzeuge — „dieses Alexandrien Peter des Großen, welches bis 1703 aus ein Paar kleinen Fischerhäuschen bestand und das Peter der Große so groß machte, als er selbst war — Petersburg ist groß, breit, ungesund. Alles muß hier Pferde und Wagen halten. In den Miethkontrakt eines jeden Hauslehrers gehören zwei Pferde und eine halbe Kutsche oder Schlitten, weil wegen der Entlegenheit kein Mensch in Petersburg mit einem Paar Beinen auskommen und mit einem Paar Füßen sich behelfen kann."

Mit Keyser machte er einen Ausflug nach Kronstadt, wo er vier Wochen herrlich und in Freuden im Hause eines Verwandten Lobry's, des Viceadmirals Keyser, lebte. Dort lernte er auch in den Töchtern des Hauses mehrere Damen kennen, die ihm nicht gleichgültig geblieben zu sein scheinen. Das beweist namentlich der spätere zarte Brief an Fräulein „Dorothea Antonna". Der „brave Vater des Hauses" schien freilich der in Russland gangbaren Unsitte nicht widerstehen zu können. Schon des Morgens nahm er sein „Schälchen"

und verführte auch unseren jungen Hippel, so daß derselbe „zu seinem Schaden erfahren mußte, daß man in Kronstadt diesem Getränke nicht zu widerstehen im Stande ist. Ein Heiliger hätte sich von diesen brav unwiderstehlichen Leuten verführen lassen." Vor „Trunkenheit" suchte er sich selbst allerdings zu bewahren. Denn „ein Betrunkener galt mir bis dahin als ein Unmensch, ein Exmensch". Aber in Russland werde man, meint Hippel, bei der Allgemeinheit dieses Uebels unwillkürlich milder in seinem Urtheil. Es scheine, daß man dort „so und so viele Staatsübel und so manche üble Behandlungen Derer, die sich ans Staatsruder zu bringen gewußt, kurz die Bosheit und den Spleen über verkanntes Selbstverdienst im Rausche zu verschlafen" suche. Wein ward bei solcher Gelegenheit fast nie getrunken, sondern ein „mit Fleiß und Kunst hergerichteter Punsch". Dieser ward besonders durch den Zusatz einer rothen Beere, die man Klugwa nannte, so vortrefflich, daß man allgemein behauptete: „selbst die Engländer könnten, ohne sich zu schämen, in die russische Punschschule gehen. Nach Endigung einer jeden Bowle Punsch reichte man ein Gläschen Danziger Branntwein herum; und so gings bis 11 Uhr, da dann ein Jeder Mühe hatte sein Bett zu finden, um von des Tages Last und Hitze sich auszuruhen."

Obwohl Hippel bekennt, bei solchen „Punschkränzchen" mitunter, „des Lebens Bitterkeit zu vertreiben, ein Gläschen über den Durst" getrunken zu haben, so habe man es doch nie bei ihm bis zur Trunkenheit bringen können. Jedenfalls war es gut, daß er in dieser Gesellschaft, wo die Damen beim Pfänderspiel ihm nicht blos erlaubten die Hand zu küssen, sondern so gütig waren, ihm „alle den Mund zu reichen" und wo er als „Theodor Iwanowitsch" sehr vertraulich behandelt wurde, nicht länger blieb.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, ließ er sich in dem meist von Deutschen bewohnten Wassili-Ostrow nieder und

schloß dort engere Freundschaft mit manchen gebildeten Männern, wie z. B. Kramer und Borchard. Besonders trat er einem Kurländer, Grot, nahe, dessen Familie im Pastorat Schrunden durch Generationen hindurch die Pfarramtsstellung bekleidet haben soll. Jener junge Grot war früher Hausprediger beim Kanzler Korff in Königsberg gewesen und fungirte jetzt als Hauslehrer in einer „anständigen" Petersburger Familie. Wir besitzen noch mehrere Briefe, die Grot und Hippel gewechselt, in welchen der letztere die Petersburger Erinnerungen feiert.

„Noch sehe ich" — schreibt er ihm etwas später aus Deutschland — „noch sehe ich die vergoldeten Thürme Petersburgs blitzen, noch rufe ich einen Iswoschtschik nach dem anderen und lasse mich herumfahren, noch bewundere ich die herrliche frische Winterluft, in der man wie in einem kalten Bade ist."

Ungemein entzückte ihn die damalige Großfürstin und nachmalige Kaiserin Katharina II. Er hatte Gelegenheit, sie am Hofe der regierenden Zarin Elisabeth, wo er durch Keyser eingeführt wurde, zu sehen. Einen tieferen Einblick in die Geheimnisse des Hoflebens und der Wirksamkeit der späteren Kaiserin Katharina gewann er namentlich durch einen anderen Freund, den Hofrath Chr. Gottl. v. Arndt. Dieser bedeutende Mensch war in der Jugend mit Hippel von dessen Vater in Gerdauen geschult worden, ging dann nach Königsberg auf die Universität und siedelte als „Hauslehrer" nach Petersburg über. Dort wurde er Kabinetssekretär der Kaiserin Katharina, gewissermaßen „der Schriftsetzer für die Arbeiten und Ideen dieser großen Frau." Zwanzig Jahre lang war Alles, was sie selbst schrieb oder was sie Selbstgedachtes ausgedrückt wissen wollte, durch Arndt's Hände oder durch seine Feder gegangen. Die Kaiserin lohnte ihn, da er schließlich sein Augenlicht in ihrem Dienste eingebüßt, in fürstlicher Weise mit dem Adelsprädikat

und reichlichem Ruhesold, „damit er in wärmeren Ländern seine Genesung versuche.“ Es sind das lauter Erfahrungen, welche Hippel in die „Lebensläufe“ verarbeitet und dort zum Theil auf seinen Helden „Alexander“ übertragen hat. Jedenfalls gewann er durch Arndt ein Verständniß für den Charakter der großen Kaiserin, welcher er bekanntlich als Zeichen der Ehrfurcht auch die vierte Auflage seines Buches über die Ehe zu senden sich erlaubte. Wahrscheinlich ist es auch, daß der gewaltige Eindruck, den diese Fürstin auf ihn machte, dazu beitrug, in seiner Schrift über „die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ (1792) den früher von ihm selbst verabscheuten Gedanken der Frauenemancipation nunmehr zu vertheidigen und sogar für die politische Gleichheit und Vollberechtigung der Weiber einzutreten.

„So oft ich sie sah“ — schreibt Hippel von der damaligen Großfürstin Katharina — „machte sie einen so großen Eindruck auf mich, daß ich ihr außerordentlich anhing. Es müssen ihre Worte schon ihres Mundes halber von großer Wirkung sein. Ich habe sie nur reden gesehen, aber nie eigentlich gehört. Immer bild' ich mir ein, daß ich ihre ganze spätere Größe schon in ihr als Großfürstin erblickt habe.“

Dem glanzvollen „Hoftreiben“ gegenüber bewahrte Hippel jedoch sein ruhiges Urtheil. Die „große Cour bei Hofe“ — zu welcher Keyser ihn eingeführt — machte zwar zuerst durch die Pracht in Uniformen und Orden einen blendenden Eindruck auf ihn. „Aber“ — schreibt er — „nach ein paar Stunden kam ich wieder zu mir selbst — vielleicht in Folge des langen Stehens, welches mich noch zu rechter Zeit — an meine Menschheit erinnerte, die mit der Hofheit gemeinhin nicht in gutem Vernehmen steht. Die Hofschuppen fielen von meinen Augen. Ich ward den Tand über Hals und Kopf gewahr. Wie Mücken kam mir der größte Theil dieses Schwarmes vor, der sich über die Adler zu setzen und Glaskronen für Sonnen anzusehen kein Bedenken fand. O über

die Mysterien, durch welche Menschen — groß und erhaben werden! Im Grunde ist es doch nichts als — große Noth und Verlegenheit, elende Sklaverei und stete Abhängigkeit!"

„So sah ich den Iwan Iwanowitsch Schuwalow — den damaligen Liebling Elisabeth's — über eine Stunde mit der Großfürstin Katharina sprechen, und so vertraut, daß man vermuthen sollte, sie hätten die intimste Verabredung vor, obgleich sich Beide nicht ausstehen konnten; — wie denn derselbe Schuwalow gleich nach Elisabeth's Tode Petersburg verlassen und nach Italien gehen mußte."

Das damalige Hoftreiben unterscheidet sich — nach Hippel — „im Grunde nur dadurch von theatralischen Aufführungen und Komödien, daß, während man das Nämliche hier wie dort nur nicht immer für klingende Münze thut, die handelnden Personen bei Hofe immer besser erscheinen als sie sind, wogegen die Komödianten sich gut oder böse zeigen müssen, je nachdem die Direktion ihnen das Schnupftuch zuwirft". — „O, wie viel Komisches und Tragisches" — ruft Hippel aus — „müßte es abwerfen, wenn man Hof und Theater bis ins Einzelnste vergliche. Der Hof wird durchs Theater travestirt. Wenn nach dem Ausspruch Voltaire's die Geschichte nichts als eine Schilderung von Schandthaten ist, so kann wohl der Hof zufrieden sein, wenn er nur mit einem Theater verglichen wird."

Trotz alledem wird Hippel begeistert, wenn er auf die große Kaiserin, auf das große Reich, auf das große russische Volksheer zu sprechen kommt. Alles dieses kehrt in der militärischen Episode der „Lebensläufe" wieder und kann derselben zum Kommentar dienen. Namentlich ist die Schilderung des damaligen Türkenkrieges, an welchem der Held der „Lebensläufe" sich betheiligt und die er mit ergreifender Lebendigkeit beschreibt, ein interessantes Vorbild unserer Tage. Denn schon damals galt es die Befreiung der Christen vom Türkenjoch, die sich Katharina II. als eine ideale Auf-

gabe des russischen Reichs angelegen sein ließ. „Die jetzige Kaiserin“ — schreibt Hippel im Jahre 1791 — „gewaltig! Welch ein Gesicht, welcher Geist in den Augen! Große und gute Frau! In den „Lebensläufen“ habe ich Dir ein Monument errichtet. Allein in meinem Inneren steht eins, was mehr gilt als schwache Worte.“

IX.

Gern ergeht sich Hippel in der Bewunderung der Größe Russlands. „Wer kann ohne ein gewisses Anstaunen in Rücksicht des Staates bleiben, der als die nordöstliche Grenze der alten Welt den größten Theil des nördlichen Erdstriches auf unserer Erdkugel einnimmt.“

Ueber die russische Volksarmee, die auch in den „Lebensläufen“ mit großer Anerkennung erwähnt wird, äußert sich Hippel in der Selbstbiographie (S. 114 ff.) folgendermaßen: „Sobald ich einen Theil der russischen Armee und ihre Kaiserin kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ward mein Glaube je länger je lebendiger, daß die Russen uns Preußen zu schaffen machen würden. Ich war fest überzeugt, daß die russische Nation zu Soldaten erkoren sei. Eine Nation, in die wie in einen rohen Erdenkloß nur eben Ein lebendiger Odem des Geistes (durch ihre Kaiserin) eingeblasen ist, schickt sich eher zum Soldatenleben als eine solche, wo Geist und Leib schon so gut mit einander bekannt und vertraut geworden, daß Eins das Andere nicht lassen kann. Alles steht bei den Russen für Einen Mann und streitet für Vater und Mutter, Weib und Kind mit Gut und Blut. Es ist eine Armee aus Einem Stücke. — Außerdem geht die Frugalität, die dem Russen eigen ist, über alle Vorstellung. Sein rauhes Klima macht ihn zu allen Strapatzen fähig. Selbst seine Religion

trägt dazu bei, daß er Soldat ist: sie quält ihn nicht mit Lernen; man ist in sehr kurzer Zeit mit ihr fertig; ihr Gottesdienst macht kein Kopfbrechen und hält Niemand im Handeln auf. Die Fasten sind diesem zur Härte gewöhnten Volke keine Last. Es bedarf blos Zwiebeln, schlechter Häringe und Branntwein — der Soldat meist „Quaß und Schtschy“ (Dünnbier und Sauerkraut) — um fröhlich und guter Dinge zu sein. Dazu kommt, daß ihre Popen — im wirklichen (kirchlichen) Dienst äußerst verehrt — außer demselben, wie Hippel damals glaubte beobachten zu können, wenig Achtung genießen und „durch zu viel Studium gewiß nicht hypochondrisch sind, also auch das Volk nicht mit geistlichem Joch kasteien. In der Kirche dient diesem Volk Ghospodipomilui statt aller Formeln. . . Es mag in der That für die Russen bedeutsam sein, daß sie an ihren Popen sehen, wie sie Wesen ihrer Art sind, d. h. schwache Menschen wie sie selbst.“

„Der Charakter der Russen ist Nachahmungssucht; und eben darum sind sie zum Handeln aufgelegt. Die große Katharina weiß sie durch ihre Methode zu fassen. — Seiner Lernbegierde unerachtet, wird der Russe mit dem Stock erzogen. Man prügelt ihm sogar Genie zur Musik ein, und brave Offiziere haben mir versichert, daß der Stock hierbei Wunder thäte. Hierzu kommt, daß der Russe bei seinen Heldenthaten es auf nichts weiter anlegt, als nur seine Schuldigkeit gethan, dem Kaiser gegeben zu haben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Nicht sich selbst, sondern der Armee, der Kaiserin will der Einzelne Ehre zuwenden. Jeder Krieg ist als Staatskrieg zugleich eine Art Religionskrieg. Was Kapitulation heißt, weiß die russische Armee nicht. Es ist und bleibt einer der wunderbarsten Kontrakte, den der russische Soldat schließt: sein Leben auf so und so viel Jahre zu vermiethen. Die Eine große Uniform ihres Geistes drängt überhaupt die Russen zur allgewaltigen Monarchie.“ —

Hippel blieb nur noch verhältnißmäßig kurze Zeit in Petersburg. Es trat — „trotz versuchtem Lotteriespiel“ oder vielleicht eben dadurch — „Ebbe in seiner Kasse ein“. Man bot ihm wegen seiner mathematischen Kenntnisse Dienste in Russland an. Allein er lehnte Alles ab und widerstand allen Versuchungen, theils weil er sich dem Vaterlande nicht entziehen wollte, theils weil die Liebe zur Wissenschaft ihn fortzog.

Sehr melancholisch und hypochondrisch reiste er am 15. Februar 1761 von Petersburg ab. Ein „Frauenzimmer“ — vielleicht die Tochter des Viceadmirals Keyser — war dabei, wie es scheint, mit im Spiele. „Eine Tochter ist noch in Kronstadt zu Ihren Diensten“, schrieb ihm später sein Freund Arndt (1774). „Und wenn Sie auch bei dem kurländischen Hoffräulein anklopfen wollten, so glaube ich, wird Ihnen aufgethan. Tausend Glück und Segen zu meines alten lieben Bruders Hippel Hochzeit!“ Daß es zu solcher „Hochzeit“ nicht kam, werden wir bald sehen. Indessen scheinen all diese persönlich intimen Beziehungen, die zum Theil in den „Lebensläufen“ durchklingen, ihm die Trennung sehr erschwert zu haben.

Trotz des innigen traurigen Abschieds von seinen Petersburger Freunden, beschreibt H. höchst launig seine Heimreise über Narva, Dorpat und Riga.

Man hatte ihm gesagt, daß der Weg bis Narva sehr unsicher sei. „Ich allein — in elender Kibitka — ohne die Gesellschaft eines einzigen deutschen Geschöpfes, in den Händen eines russischen Iswoschtschiks — Gott steh mir bei! — Außerdem waren es die Tage der sogenannten Masslinitza — Festtage, die alle Bosheiten übersehen lassen und damals gerade im ganzen russischen Reich ihren Anfang nahmen. Aber ich mußte fort. Mein Paß hatte nur noch zehn Tage Gültigkeit.“

Unterwegs schreibt er auf einer Haltestation: „Mein Iswoschtschik heißt Anton — gottlob, ein christlicher Name!

Und er kann lächeln! Frau Majorin Lobry legte mir Wein und kalte Küche in meine Kibitka; denn bis Narva ist weder Essen noch Trinken zu haben."

„Elf Werst von Petersburg — Stoi! — Paßrevision! Dergleichen Stoi's vertheuern dem Reisenden die Pässe außerordentlich. Die nächste Station oder Anhaltepunkt hieß Peterskirch, so genannt, weil sich daselbst eine von Peter dem Großen gegründete lutherische Kirche befand. Beim Anhalten bringt Anton mir einen Kollegen vor den Schlitten, präsentirt mir also einen anderen Iswoschtschik. Alle beide beginnen über mich zu verhandeln — sehr lebhaft! — Gott, dacht' ich, brauchen denn da erst Rasboiniks (Räuber) sich zu bemühen, wo zwei Iswoschtschiks wider dich sind und der Passagier des anderen vielleicht noch ärger sein kann, als zehn solcher Iswoschtschiks!"

„Mein Iswoschtschik wollte mich zum Aussteigen nöthigen. Ich bedachte mich lange. Denn ich wollte bis Narva nicht aussteigen. Endlich — Ja!"

„Nun kam ich in ein Wirthshaus — wenn man ein Schmutzloch so nennen kann — und daselbst in ein entsetzlich langes und im Verhältniß der Länge sehr schmales Zimmer, von dessen Ende eine Stimme erscholl und mir in gebrochenem Deutsch zurief: „„Guten Abend, Brüderchen, willkommen!"" — So lieblich haben mir keine Worte in der Welt geklungen. „„Gottlob — schrie ich — daß Sie Deutsch können, nun bin ich froh und guter Hoffnung!"" — Allein — guten Abend Brüderchen willkommen, — war Summa Summarum Alles, was diese menschliche Figur, in eine Tulubbe (Schafpelz) gekleidet, deutsch sprechen und verstehen konnte. Und nun ließ die Figur den langen dünnen Span von Kienholz auslöschen, der in dieser Wurst von Stube brannte."

Der also erneuerte Schreck unseres Reisenden wandelte sich aber bald in harmlose Freude, als jene „Figur" Lichter anzündete, welche sie selbst mit sich führte, und, trotz des

sehr primitiven Aussehens, sich als „ein Offizier ohne Degen" entpuppte, welcher ein Adjutant vom Fürsten Dolgoruki war, dem damaligen Gouverneur von Riga. Die gegenseitige Verständigung geschah durch Pantomimen und endlich durch die Wirthin des Kruges. „Ich sah mich" — erzählt Hippel weiter — „im Hause um. Da finde ich unter lauter Finnen und Undeutschen — bald hätte ich Unthieren geschrieben — Spuren von Menschen. Die Wirthin in Peterskirch spricht deutsch! Und ob sie gleich sehr schlecht spricht, so bin ich doch über ihre Sprache so entzückt, daß ich mir die größte Mühe von der Welt gebe, eben so schlecht zu sprechen wie sie. Die gute Frau! Es fehlte nicht viel, daß ich sie umarmte, als sie das erste deutsche Wort ausgehen ließ; und doch ist sie ziemlich bei Jahren! — Jetzt muß mir dies liebe deutsche Weib warme Speisen zurichten, und ich verlasse sie selbst in der Küche nicht, so lieb und werth sind mir — sie und jedes deutsche Wort, so aus ihrem Munde geht. — Der Adjutant bedient sich der Wirthin als Dolmetscherin. Wir speisen zusammen. Er eröffnet mir durch sie sein Geheimniß, daß er — mit mir weiter zu reisen wünscht. Abgemacht! Neu aufgelebt! Alles gefällt mir hier, so abscheulich es ist, außerordentlich — wegen meiner deutschen Wirthin. Nach rührendem Abschied reisten wir weiter".

„Siebenundsechszig Werst von Dorpat hielten wir in einem elenden Wirthshaus, wo keine Seele deutsch verstand. Ich war zufrieden, daß es wenigstens Eier gab. Da — plötzlich — singt mir ein „„Undeutscher"", ein Bettler ein Abendlied — bei Gott, deutsch! — „Ihr singt ja deutsch — sage ich — so werdet Ihr's auch reden?" — Der Sänger macht mir in estnischer Sprache allerlei Andeutungen, von denen ich nichts verstehe. Offenbar hatte er nur dies Lied — vielleicht von einem Pastor — in der ihm fremden Sprache gelernt. Wahrscheinlich glaubte er, daß der liebe Gott kein

Estnisch wisse; sonst würde er doch sein Gebetslied nicht deutsch singen!" — Den nächsten Tag schildert Hippel sehr lebendig seine Ankunft in Dorpat und die Eindrücke, die er dort empfing.

X.

„Am 17. Februar 1761 — Dank sei dem Himmel, ich bin in Dorpat. Hier logire ich abscheulich vornehm und habe ebenso vornehm gegessen und getrunken: Punsch und fünf Schüsseln, wie es einem Mann von Stande eignet und gebühret, der — von Höfen zurückkommt. Und rathen Sie doch, wie viel ich für alles dieses bezahle? Ein paar Kopeken weniger als einen Rubel! Gesegnetes Dorpat! — Mir ward nämlich wegen meiner Kasse bange, als all die grausamen Anstalten gemacht wurden: Eine schöne Stube, ein schönes Bett, eine schöne Wirthin, Punsch, fünf Schüsseln! — Ich hätte nicht schlafen können, ohne vorher zu wissen, wie viel zu bezahlen wäre. Ich frug daher am Abend vor der Abreise den Wirth nach meiner Rechnung. Er bat mich, seine Frau zu fragen. — Frau Wirthin, ich reise morgen früh ab — wollte der Himmel, ich könnte länger bei Ihnen bleiben — was bin ich Ihnen außer meinem Dank und meinem Andenken schuldig? — Geben Sie mir, lieber Herr, einen Rubel und ich zahle Ihnen 5 Kopeken wieder. Oder — wenn Sie Hasselhühner auf den Weg wollen, so können Sie mir die 5 Kopeken auch lassen! — Von Herzen gern, Frau Wirthin. Wie heißt denn dieses Haus? — Die Rigasche Herberge. — Und Ihr Mann? — Mein Mann heißt Teller. — Leben Sie Beide wohl! Besten Dank für alle Höflichkeiten!" — „Wie wohl werde ich mir in dem schönen Bette thun, wie wohl! So habe ich, seit ich aus Petersburg bin, nicht Gelegenheit gehabt zu schlafen. Dorpat kommt mir wie ein

verwünschtes Schloß vor. Ueberall Ruinen von einer großen und schönen Stadt." — Dorpat hatte sich damals noch immer nicht von der furchtbaren Zerstörung unter Peter dem Großen erholt.

Als Hippel am Morgen weiter fuhr, war die Stadt noch im Schlafe. „Ich konnte sie" — so bekennt er selbst — „nicht ohne die Rührung sehen, die in uns Ruinen ansehnlicher Orte zu erregen pflegen. Was muß die Stadt gelitten haben! Wie ein eingefallener Tempel erschien mir Dorpat."

Dann erzählt Hippel noch sehr lebhaft von seiner Ankunft in Wolmar, wo er von seinem „Adjutanten", mit dem er sehr viel „Punsch und Branntwein" hatte trinken müssen, freundlichen Abschied nahm, um wieder in Papendorff bei Blanks einzukehren. Eine Unpäßlichkeit in Folge der Reiseermüdung nöthigte ihn, einige Tage sich hier aufzuhalten. Bei der wehmüthigen Trennung von den guten Pastorsleuten erwähnt Hippel ausdrücklich, wie herzbeweglich ihm alle Abschiedsscenen seien. Auch in den „Lebensläufen" werden solche oft eingehend geschildert, weil sie — ans „Sterben" und „Wiedersehen" erinnern.

In Riga ging Hippel zuerst zum „Rektor Lindner", der bekanntlich auch mit Hamann befreundet war (Hamann's Werke, Bd. III., 220 ff.). Herder kam erst 1764, also drei Jahre später nach Riga, sonst hätte ihn Hippel gewiß aufgesucht. Hippel nahm Quartier bei einem Kaufmann Struck, dessen Tochter Karoline ihm sehr wohl gefiel. Aber Fräulein „Dorothea Antonna" — aus der Keyser'schen Familie — schien ihn doch mehr am Herzen zu liegen. Er schrieb ihr aus Riga einen Brief, in welchem er „ihr ewiger Bewunderer bleiben zu wollen" erklärt und sich mit ihr — in Rückerinnerung an ihr Pfänderspiel — zu der „Einen unsichtbaren Kirche rechnet, wo man denkt und handelt und nicht Ghospodipomilui singt."

In Riga lernte er noch den Major Rosenberger und einen Oberfiskal Owander kennen, welchen letzteren Hippel

als einen alten Freund seines Vaters bezeichnete. Mit Lindner scheint er nachgerade wieder zerfallen zu sein, da dieser — obwohl er Hippel gegenüber betonte, daß in Riga „lauter Epikuräer" wohnen — im eigenen Hause den „Epikuräer so schlecht spielte, daß der Geiz lichterloh zu Tage trat." Diese harte Bemerkung scheint mit der bedenklichen Schwindsucht der Hippel'schen Kasse in Zusammenhang zu stehen. Denn er läßt in seinem Tagebuche durchblicken, daß seine Freunde — Lindner und Owander — ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, nur — kein Geld gaben. Vielleicht hat sich Hippel daraus die Lebensregel entnommen, die ihm später so oft von seinen Königsberger Freunden verdacht wurde, daß man nämlich „keinem Freunde Geld leihen müsse — bei Leibe nicht!" — Warum? — „Freunde müssen sich nie Geld schuldig sein." — Er glaubte wohl, das hemme die Freiheit im Verkehr.

Ueberhaupt berührte ihn Riga unsympathisch. „Die Straßen sind finster und eng. Obwohl der Ort klein ist, so fährt hier Alles. Nur das Rathhaus hat mir gefallen. Die Herren des Raths, die — so lange sie im Rathe sitzen — adelig sind, bilden sich nicht wenig ein. Die Prediger, mit großen Kragen, wie in den Reichsstädten, sind gewiß in Schritt und Tritt und dem ganzen Aeußeren ehrwürdiger als die preußischen."

Der Termin seiner Abreise von Riga schien sich nach dem „Königsbergischen Fuhrmanne", den er miethen mußte, gerichtet zu haben. Diese „haben die Gewohnheit, denen, die sie dingen, Hoffnung zu machen, daß sie — „„morgen"" reisen würden. Dann aber warten sie, bis die Fracht voll ist". — Das erinnert an die so drastisch geschilderte Reise von Mitau nach Königsberg in den „Lebensläufen". (Jubelausg. II, 6.)

Im „Erbsenkruge" — zwölf Meilen von Mitau — ward von diesen Fuhrleuten ein längerer Aufenthalt gemacht. Hier nahm H. sein Tagebuch zur Hand, um seinen zukünf-

tigen Lebensplan zu entwerfen. Da hatte er „Entzückungen bis in den dritten Himmel!“ Aber es war eine kurze Stärkung. „Der Kelch der Bitterkeit“ — wie er selbst sagt — „ging nicht vorüber“. Ein Ideal schwebte ihm vor der Seele. Aber er konnte es nicht fassen. „Man sagt wohl: wer ernst will, kann auch! Aber es bleibt doch unsäglich oft beim „Nachjagen“. — „Wir sind und bleiben subtile Selbstpeiniger, wenn wir die widrigen Dinge höher anschlagen, als es sich eignet und gebührt“.

Offenbar kam jetzt, als der Rausch der Reiseeindrücke zu verfliegen drohte, der Katzenjammer hintennach: Im kurischen Pastorat Schrunden hielt sich H. — wie aus seinem späteren Briefwechsel hervorgeht — während dieser inneren Krisis längere Zeit auf, schrieb an seinen Freund Rhode in Königsberg, daß er komme und weiter studiren wolle. Unterwegs mußte er noch, zwischen Memel und Königsberg, ein schweres Wechselfieber durchmachen, von dem er sich lange nicht erholen konnte. Er sah dasselbe als die Folge der Selbstüberwindung an, da er sich durchaus den in Russland viel gebrauchten „Branntwein“ (Schnaps) abgewöhnen wollte. „Mit einem hitzigen Fieber der Seele hatte ich jene Reise begonnen, mit einem kalten Fieber des Körpers sollte sie endigen!“

XI.

Innerlich wie äußerlich begann für Hippel nach seiner Heimkehr in Königsberg eine anfechtungsvolle Zeit Aus dem Woyt'schen Hause, wo er so manches Jahr als Lehrer und Hausgenosse Freundlichkeiten erfahren hatte, war er bei seiner Abreise ganz nach eigenem Willen geschieden. Man sah ihn dort als einen Fahnenflüchtigen an und der „Justizrath“ wollte nichts mehr von ihm wissen. Damals mußte der

kaum 21 Jahr alte Student erfahren, was es heißt, am Hungertuche zu nagen. An seine Eltern sich bittweise zu wenden, scheute er sich, weil er ohne ihre Zustimmung den Ausflug nach Russland unternommen. Schriftlich den Vater um Geldunterstützung anzugehen, war er aus Ehrgefühl nie im Stande gewesen, wie er selbst berichtet. Wenn er sonst in seiner früheren Studienzeit es mündlich zu thun versucht hatte, ließ ihn der Vater kaum zu Worte kommen. „Dergleichen Klagen fand mein Vater so tief unter meiner Würde, daß ich meist mitten in meinen Jeremiaden abbrach und mich stehenden Fußes überredete, mir in Königsberg meine Verlegenheit blos eingebildet zu haben. Kam ich indessen wieder an Ort und Stelle, so überfiel mich der Hunger trotz aller meiner Seelenspeisen so sehr, daß ein großer Aufwand von Stoicismus dazu gehörte, meinen Magen zu widerlegen und ihm begreiflich zu machen, daß er sich bescheiden müßte und daß er gegen die Seele ein kleines Licht wäre. Indessen pflegt sich der Magen, wo er also übersehen wird, oft nur zu zeitig zu rächen und sein Uebergewicht über alles Uebrige, was sonst Mensch ist und heißt, zu beweisen." Damit deutet Hippel auf seine spätere Kränklichkeit hin. „Was würde ich darum geben" — schreibt er 1791, fünf Jahre vor seinem Tode — „wenn ich jetzt mit meinem Magen, wie es weiland auf der Akademie war, umspringen könnte." Merkwürdig ist es, daß er in seinem „Lebenslauf" mit keiner Silbe jener schweren Zeit des Darbens erwähnt, offenbar um den Vater nicht in zu unfreundlichem Lichte darzustellen.

Mit der Theologie wollte es durchaus nicht weiter gehen. „Muß denn ein jeder Christ" — so suchte er sich zu trösten — „durchaus ordinirter Prediger sein? Predigt nicht Alles was Leben und Odem hat das süßeste Evangelium der Liebe des himmlischen Vaters? Ist nicht ein anspruchsloser Mensch, der nichts für sich und Alles fürs Allgemeine thut, ein wahrer Christus-Mensch? O Gott — wie viel kleinliche und

unförmliche Schnörkelei und Verzierung, wie viel Menschen mit goldenem Schnitt giebt es nicht in dieser Welt!"

In seiner Selbstbiographie findet sich gleichwohl später (1791) ein aufrichtiges „Beichtbekenntniß" wegen seiner Abtrünnigkeit von der Theologie. Auch im „Lebenslauf" stellte er Stand und Geschick des Geistlichen als das Herrlichste und Beneidenswertheste auf Erden hin. Einem jungen Freunde gegenüber, der vom juristischen Studium zur Theologie übergehen wollte, sagte er, indem er ihm zuredete, mit einem Seufzer: „O daß auch ich ein Pastor bei einer Dorfgemeinde geworden wäre!"

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich" — war damals (1762) sein letzter Entschluß. Als klare, bestimmt ausgesprochene Absicht stand es ihm noch nicht fest, „bei der Themis Dienste zu nehmen;" nur „den Musen zu folgen" war seine Idee. Er pflegte sich dabei alle denkbaren Möglichkeiten vorzustellen und „in Gedanken durchzukneten." Ein paar unreife, verzweifelte poetische Herzensergüsse (Gedanken über die Unzufriedenheit 1761 und Rhapsodie 1763) stammen aus dieser Zeit.

Aus materieller Noth entschloß er sich Hauslehrer zu werden auf dem Königsberg nahe gelegenen Gute Wesselshöfen, bei einer adeligen Familie, die ihn sehr freundlich aufnahm. Jahr und Tag hat er dort schön und friedlich verbracht. Da ward sein Herz gefangen von der liebenswürdigen Tochter dieses adeligen Hauses, welches er — unter dem Namen des Herrn und der Frau v. W. — in den „Lebensläufen" so zartfühlend und eingehend schildert. Da seine Herzensliebe unerwiedert oder der Standesverhältnisse wegen resultatlos blieb, mußte er das Haus verlassen. Diese schmerzliche Erfahrung hatte, wie es scheint, einen vollkommenen Umschlag in seinem Leben zur Folge, einen Umschlag, der einen in der That tragischen Ausgang nahm.

Die „Hoffnungen auf den Arm eines tugendhaften, gesunden und frischen Weibes" gingen zu Scheiter. Er tröstete

sich mitunter durch Resignation. „Ist's denn etwas so Herrliches, ein Mädchen von Stande zum ehelichen Gemahl zu haben? Ist nicht oft eine Feldblume besser und reizender als eine aus der Stadt oder — wowider Gott sei! — wohl gar vom Hofe?" — Hofweiberliebe erschien ihm wie ein Regenbogen, schön allein vergänglich. Dagegen hat er in Minchen und Lorchen der „Feldblume" wie dem „Edelfräulein" ein wunderzartes Denkmal gesetzt. (Vergl. „Lebensläufe", Jubelausgabe Buch I, Kap. 6; II, 5; III, 7.)

Jedenfalls setzte Hippel nunmehr all seine Willenskraft daran, angesehen und reich zu werden, um jener „Partie" sich würdig zu machen. Daß solches mißlingen mußte, ist vorauszusehen. Selbst der spätere Versuch, den „Adel seiner Familie zu erneuern", konnte zu diesem Ziele nichts beitragen. Mit großer Energie warf er sich zunächst auf das Studium der Rechte. Anfangs hatte er zwar, wie seine Freunde Scheffner und Neumann, aus Verzweiflung Soldat werden wollen (vergl. „Lebensläufe", Jubelausgabe Buch III, 6). Aber der wissenschaftliche Zug überwog. Unter Funk und Schinemann studirte er Jurisprudenz, wobei seine große Sprachkenntniß ihm sehr zu Gute kam.

Gleichwohl fühlte er sich elend und lebenssatt. Dazu hatte er noch immer kaum sein täglich Brod. „Nackt fliehe ich in der Weisheit Arme" — schrieb er damals einem Freund. Um „von sich selbst los zu kommen" erschien ihm das probateste Mittel fleißig zu sein. „Wer zu viel an sich denkt, mit sich zu viel umgeht, verdirbt nicht nur die Zeit als ein schlechter Spieler, sondern ist auch in keiner guten Gesellschaft. Denn in uns wohnt wahrlich — wie Paulus sagt — nichts Gutes. Wer nicht durchaus fleißig sein, das heißt: sich von sich entfernen kann, thut tausendmal besser in Gesellschaft zu gehen als zu Hause zu bleiben."

Dieser goldenen Regel gemäß, stürzte er sich nun in die Arbeit. Vor der juristischen Schlußprüfung und seiner Ver-

eidigung als Advokat reichte sein Geld nur noch für eine frugale Mahlzeit.

In wenigen Jahren ward er einer der gesuchtesten Advokaten Königsbergs. Sein Verstand, seine sonore Stimme, seine oft bewunderte „Deklamation" machte ihn — wie Schlichtegroll erzählt — bei dem damals meist mündlichen Gerichtsverfahren zu einem beliebten Rechtsgehilfen. Seine lebhafte Neigung zu kriminalistischen Detailuntersuchungen zeigt sich auch in den „Lebensläufen" bei dem sehr breiten Bericht über den Kriminalprozeß gegen Minchen (vergl. Jubelausgabe II, Kap. 10).

Während er in geselligen Kreisen, namentlich Damen gegenüber, leicht schüchtern war und bei seiner Kurzsichtigkeit sich auch stets etwas unfrei bewegte, bewies er in offizieller Lage große Repräsentationsfähigkeit, hatte eine besondere Kraft über die Gemüther und schien zum Herrschen und Befehlen geboren.

Nachdem er eine Zeit lang advocirt hatte, ward er zuerst Stadtrath, dann Kriminalrath (Hofhalsrichter) und endlich im Jahre 1780 Bürgermeister und Polizeidirektor in Königsberg mit dem Titel „Kriegsrath". Es ruhte eine große, verzweigte Geschäftslast auf seinen Schultern. Er hatte so zu sagen keine Zeit, ans Heirathen zu denken. Für die Herstellung des neu erworbenen Danziger Hafens, für die Erneuerung der preußischen Justiz ist er eifrig bemüht gewesen und fand für seine praktische wie literarische Thätigkeit in dieser Hinsicht die gerechte Anerkennung bei dem von ihm hochverehrten, auch in den „Lebensläufen (Jubelausg. Buch III, Kap. 5) verherrlichten König Friedrich II.

Trotz seiner amtlichen Ueberhäufung hat Hippel es vermocht, seiner Neigung für belletristische Arbeit nachzugehen und auch Zeit für einen sehr regen freundschaftlichen Verkehr zu gewinnen. Denn Beides kennzeichnet sein Königsberger Berufsleben.

Zunächst schrieb er ein paar jetzt längst vergessene Lustspiele (1765), von welchen das eine: „Der Mann nach der Uhr" Anerkennung fand, namentlich auch von Lessing in seiner Dramaturgie recht günstig beurtheilt wurde. Das Stück ist, obwohl von keinem ästhetischen Werth, doch für Hippel's Charakter und Geistesrichtung bedeutsam. Er war selbst ein „Mann nach der Uhr", obwohl er nie eine getragen haben soll. Um 5 Uhr Morgens war er am Schreibtisch; um 7 des Sommers, um 8 Uhr des Winters erschien er bereits im Magistrat. Und wenn dann einer der Kollegen zu spät in den Rath kam, pflegte der gestrenge Herr Bürgermeister den nächstsitzenden Rathsherrn zu ersuchen, seine Uhr doch mit der Stadtuhr zu vergleichen. Außerdem bewiesen diese seine dramatischen Jugendarbeiten, daß er ein lebendiges Interesse hatte für die Hebung der Schauspielerkunst.

„Das gegenwärtige Theater" — sagt er an einer auch für die Gegenwart noch vollgültigen Stelle seiner Selbstbiographie (S. 109 f.) — „was ist es anders als eine Schule, wo Koketterie den Schönen und Liebesintriguen den Jünglingen beigebracht werden, wo man zu künstlichen Betrügereien und Kabalen und dergleichen feinen Dingen Anleitung giebt und wo es hundert- und tausendfältig wahr wird, daß böse Exempel gute Sitten verderben und zwar unter dem Schein des Rechts, unter der Firma der ‚Sittenschule'! Nur dann könnte durch Theater vielleicht noch mehr als durch Kirchen ausgerichtet werden, wenn man, wie hier mit edlem Ernst, so dort mit edler Satyre das Laster befehden und die Tugend beschützen wollte. Wie gar anders müßten dann unsere theatralischen Arbeiten und — vor Allem — unsere Akteurs sein!"

Außer manchen kleinen Schriften (über Freimaurerorden und juristische Materien) erschien 1774 auch anonym sein berühmtes Buch: „Ueber die Ehe", welches bis 1793 vier Auflagen erlebte und von welchen er die letzte — wie ich

schon erwähnte — der Kaiserin Katharina widmete. Je mehr seine wirklichen Aussichten auf eine glückliche Eheschließung zurücktraten, desto mehr gab er sich der idealen Verherrlichung des Ehestandes hin in diesem geistvollen, aber etwas überreizten Buche. Die Ehe gilt ihm hier im wahren Sinne als eine „hohe Schule". Zur Vorschrift, sich selbst kennen zu lernen, gehört nach ihm nothwendig auch die Kenntniß des Weibes, wenn man anders den Namen eines Menschenkenners verdienen wolle. Nirgends sei dazu besser Zeit, Ort und Gelegenheit, als im Hausstande. „Daß ich nicht verheirathet bin und daß ich kein Geistlicher geblieben, hat mir oft traurige Stunden gemacht" — so bekennt er später in seiner Selbstbiographie.

Sein Hauptwerk, „die Lebensläufe nach aufsteigender Linie" erschienen (1778—81), als er in der Vollkraft seines Alters und im Höhepunkt seiner amtlichen Wirksamkeit stand. Wir haben die hohe Bedeutung jenes Werkes bereits ausführlich kennen gelernt.

Erwähnung verdienen noch seine poetisch zarten „Handzeichnungen nach der Natur" vom Jahre 1790 und sein 1792 herausgegebenes Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber". Es ist das die Abhandlung, wo er seine Hagestolzstimmung in krankhafter Schwärmerei für Frauenemancipation kund werden läßt. Auch hier scheint die Begeisterung für das gewaltige Weib auf dem Thron der Cäsaren mitgewirkt zu haben.

Sein letztes Werk sind seine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z" 1793/4, eine Art verunglückter Donquixotiade. Geistreich und pikant, mit oft sprühendem Witz wird das Adelthum und alles Illuminatenwesen gegeißelt und verspottet. Aber das Buch ist wegen der breiten und doch sprunghaften Darstellung noch schwerer zu genießen als seine übrigen Sachen, namentlich da seine eigentlich schöpferische Kraft hier bereits erlahmt zu sein scheint.

Nachdem Hippel, wohl in Folge seiner Ueberanstrengung, schon lange gekränkelt, ereilte ihn der Tod noch im rüstigen Mannesalter. Er starb an der Brustwassersucht den 23. April 1796 im Alter von 55 Jahren.

Obwohl er oft herrlich und freudig vom Tode geredet, ja in seinen „Lebensläufen" vielfach einer Art „Sterbephilosophie" das Wort redete, durch welche er sich „mit dem Tode zu familiarisiren suchte" (Gervinus), so wurde ihm doch der letzte Kampf unsäglich schwer. Er fürchtete den Tod derart, daß er sogar sein Testament zu machen sich nicht entschließen konnte. Noch fast bis zuletzt arbeitend und sammelnd, hat er sich bis kurz vor seinem Sterbestündlein in seinem Lehnstuhl an den Schreibtisch tragen lassen, bis die Kräfte erlahmten und er zusammenbrach. — „Sie wissen nicht" — schreibt er in diesen letzten Tagen schweren Siechthums seinem Freunde Joh. Scheffner — „Sie wissen nicht, welchen Werth das Leben hat, wenn es zu Ende geht." Obwohl seine sonst so feurige Lebenskraft durch aufreibende Thätigkeit, durch mancherlei Kummer und bittere Erfahrungen schier „dahin war", konnte er die Todesfurcht doch kaum bemeistern — ein Beweis, wie weit oft Theorie und Praxis auseinanderliegen, eine tragische Illustration zu Hippel's eigenem Bekenntniß: „Es giebt Tage, wo ich fliege, und Tage, wo ich verzweifle!" Per aspera ad astra — war sein Lebenswahlspruch. Und wahrlich, das Leben hat ihm mehr die rauhe Seite zugekehrt und an seiner eigenen Natur hat er am schwersten zu tragen gehabt.

Deshalb wollen wir nicht „allzugerecht" sein in der Analyse seiner handgreiflichen Schwächen und Fehler. Es ist und bleibt höchst merkwürdig an diesem räthselhaften Charakter, in wie mannigfaltigen Beziehungen er mit sich im Widerspruch erschien. Er, der früher (1777) mit einer gewissen Begeisterung zum Freimaurerthum sich bekannt hat, spricht sich in seinem letzten Werk nur spottend über alle Geheim-

bünde aus. Derselbe Mann, der für die Ehe schwärmt, bleibt selbst ehelos und verknöchert allmählich im Hagestolzenthum. Er, der den Adel seiner Familie zu erneuern bestrebt war, hat die vornehmen Standesanmaßungen aufs Schärfste gegeißelt. Er war ein Mann, der das Geld so gering schätzte, daß er geradezu verächtlich davon sprach: „Geld ist wie Wasser; wenn es steht, stinkt es: zum Ab- und Zufließen ist es da." Und doch wurde er schließlich ein solcher Sammler, daß er 140,000 Thaler aufhäufte und für gute Stiftungen und Legate den Seinen hinterlassen konnte. Nicht uns, denen die Herzenskündigung fehlt, steht ein endgültiges Urtheil darüber zu, wie Hippel eigentlich zum irdischen Gut stand. Wer in der Jugend hat darben müssen, kommt nachher leicht in die Sammelwuth. Daß er aber auch in dieser Hinsicht es ernst gemeint, geht unter Anderem aus einer Stelle der „Lebensläufe" hervor, die hier ihren Platz finden möge, da sie in der vorliegenden „Jubelausgabe" fehlt: — „Wer weiß es nicht — Christus war ganz und gar nicht für den Reichthum. Und da derselbe wirklich an sich etwas Unnatürliches ist, wie schwer ist es hier, ein guter Amtmann zu sein. Gott! Wende den Reichthum, wend' ihn von mir, wenn ich die Buchhalterei nicht verstehe, die vor Dir gilt."

In dem tief verhüllten Geheimniß seines Charakters vermochten sich, wie in jener ganzen Zeit, alle möglichen Gegensätze zu vereinigen. In ihm durchdrangen und begegneten sich Frömmigkeit und Zweifelsucht, Schwärmerei und Geschäftssinn, Melancholie und Humor, Tragik und Komik, Herzenswärme und Verstandeskälte, zurückhaltende Verschlossenheit und schroffes Geradezu, Begeisterung für die Monarchie und eine mitunter an Sansculottismus streifende Freisinnigkeit, Herrschsucht und Freundlichkeit, Gewaltsamkeit und Gutmüthigkeit u. A. m. Dieser Widerspruch in seinem Wesen hat oft seine intimsten Freunde wie Scheffner und Hamann, Kant und Deutsch, Jentzsch und Louson an ihm irre gemacht.

Indessen der alte treuherzige Schlichtegroll, welcher ohne „schöne Täuscherei" Hippel's Leben beschrieb (Nekrologe 1796 und 97), mochte wohl recht haben, wenn er darauf hinwies, daß jeder Mensch in seiner Entwickelung mehr oder weniger das peinliche Räthsel solcher Widersprüche in sich trage. Das ist das Hamletschicksal fast aller tiefer angelegten Menschen. Das ist ja auch der geheimnißvolle Reiz in dem Shakespeare-schen Hamleträthsel, das noch kein Mensch aufgelöst hat. Namentlich ist es natürlich, daß ein bedeutender Mann auch Fehler erzeuget nicht wie gewöhnliche Menschen. „Das Höchste auf Erden" — bemerkt Schlichtegroll — „hängt oft mit dem Niedrigsten zusammen. Wir Andern haben unser Göttliches und Irdisches meist näher beisammen. In dem Ungemeinen sind Fleisch und Blut mit Geist und Herz keine so gute und getreue Nachbarn." —

„Die Vermischung des Scheins und Seins" — sagt ein anderer Kritiker Hippel's (Th. Mundt) — „trübt ja die Reinheit fast aller großen menschlichen Charaktere. In Hippel rieb sich innerlich die ideale Seite seines Lebens mit der materiellen so unablässig und versöhnungslos, daß sein Charakter in der That eine wahre Tragödie der Widersprüche ist." — Ein solcher Charakter mag der ihn umgebenden Welt meistentheils nur das schroffe Schwertgeklirr seines inneren Widerstreits zu hören gegeben haben, während der verborgene Kern seines Wesens sich gerade in den Schriften Hippel's zu blüthevollem Leben entfaltete. Solch ein schwer angefochtener Charakter muß sogar — im tieferen Sinne betrachtet — anziehender erscheinen als jene glatten gesellschaftlichen Persönlichkeiten, welche wegen ihrer Stofflosigkeit weder mit sich selbst noch mit der Welt je in Widerspruch gerathen können, daher nie abstoßend befunden werden und, durch ihre leichte Beweglichkeit überall Glück machend, vorzugsweise als anziehende Naturen zu gelten pflegen.

XII.

Im Verkehr mit seinen nächsten Freunden gab Hippel oft Anlaß zur Mißstimmung und Mißdeutung, obwohl sie den Umgang mit dem geistvollen und tüchtigen Manne schätzten und suchten. Er sah sie gern und oft bei sich, namentlich Mittags, wo er stets einige Bekannte in sein gastfreies, einsames Haus lud. Da verstand er es trefflich, das Gespräch auf die tiefsten und höchsten Fragen des Lebens zu führen und in lebhaftem, geistigem Austausche zu diskutiren. Dann pflegte er nachher, wie bei all seinem Lesen und Denken, die besten Gedanken, die in solchen Gesprächen vorkamen, in seinen „Vorsichs", d. h. in seiner Sammelmappe aufzuzeichnen, um sie wohl gelegentlich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zu verwerthen. Daher die vielen, höchst lebendigen Unterredungen in seinem Hauptwerk.

So klingen in dem Gespräch des kurischen Pastors mit dem skeptischen Herrn von Geldern (Lebensl. Jubelausg. Buch II. Kap 1) genau die Gedanken durch, die Hippel selbst aus einem Gespräch über das Gebet mit seinem Freunde Kant uns berichtet. Kant pflegte oft nach der Mittagstafel bis zum Abend spät bei ihm zu sitzen — „nicht um des Leibes, sondern um der Seele zu pflegen" — erzählt Hippel. „Da habe ich häufig mit ihm über das Gebet gestritten. Und ich glaube fast, daß in dem gewöhnlichen Sinne, in welchem das Wort häufig genommen wird, ihm — der nicht beten wollte — nicht viel entgegenzusetzen sein wird. Dieser exemplarische Philosoph, dessen Umgang mir allemal sehr schätzbar und lehrreich gewesen, ist der Meinung, daß es der Schwärmerei Thür und Thor öffnen hieße, wenn man etwas Unsichtbares geradezu anreden wollte." Hippel verweist dem gegenüber auf das „innerste Herzensbedürfniß", mit Gott in

lebendigem, geistigem Verkehr zu stehen. An Gott glauben, beten, Gutes thun, Liebe üben — das ist ihm Alles Eins. „Im Gebet, wenn es ernstlich ist, hat man Alles . . . Beten, um sich Gott zu vergegenwärtigen, ist philosophisches Manna, womit Gott uns, seine Kinder, sättigt. — Vater, stärk uns den Glauben!" — schließt Hippel jenen Bericht. Man könnte hinzufügen: „und hilf unserm Unglauben." Auch hier wieder dasselbe unruhige Hin und Her, wie in allen seinen wogenden und doch durch ihre innere Wahrheit anziehenden Herzensergüssen.

Das Gebet sah er selbst wie sein „Tagebuch mit Gott" an. Dem Kultusbedürfniß blieb er fast bis zuletzt treu. Pastor Fischer und Borowski waren seine liebsten Prediger. Zu Hause erbaute er sich gern einsam an seinem Flügel, obwohl er sonst die Musik als eine „allen Gegenständen des menschlichen Berufes untergeordnete Kunst" ansah. Er pflegte die Choräle selbst zu spielen und allein dazu zu singen. Namentlich am Sonnabend — welcher ja auch in den „Lebensläufen" eine große Rolle spielt — ließ er sich gern die am nächsten Sonntag zu singenden Lieder vorher geben, um sie für sich erst durchzusingen.

Alle seine religiös-sittlichen Ideale faßte Hippel gern zusammen in den Gedanken des Reiches Gottes als eines „Reiches des Friedens, wo man Alles um Gottes willen thut". Allein je länger je mehr verzweifelte er an der Verwirklichung desselben auf Erden und huldigte schließlich einem verbitterten Pessimismus, der an allem wirklichen Fortschritt verzweifelte. Das tritt z. B. am Schluß der „Kreuz- und Querzüge" zu Tage, wo er sagt: der Mensch sei „kollektive" kein Haar breit vorwärts gekommen. „Die Schminke nur ist verfeinert und ein wichtiger Handelsartikel geworden, auf welchen mit der größten Sicherheit zu spekuliren ist."

Dem Grundgedanken jener Zeit, der Toleranz, blieb er bis an sein Ende herzlich zugethan. Sie erscheint ihm,

gerade wie die Preßfreiheit, für der „Seelen Nothdurft und Nahrung" unumgänglich. Mit lobender Anerkennung Friedrichs II. und seiner weltbekannten Toleranz sagt Hippel (in seiner sehr pikanten Schrift: „Zimmermann I. und Friedrich II." vom Jahre 1790): „Wo der Schriftsteller nur nicht Personen verletzt — in Betreff der Sachen sei es Jedem erlaubt zu sagen, was er will. Was müßte das für eine Wahrheit sein, die das Licht nicht vertragen kann? Und wie der Mensch, so lernt auch der Staat mehr von seinen Feinden als von seinen Freunden." In Betreff der Toleranz schreibt Hippel in seiner Selbstbiographie (S. 306 ff.): „Wenn ich auf Seel' und Seligkeit befragt werden sollte, was denn jetzt (1791) in meinem Herzen und in meiner Seele vorgehe, so würde ich nichts anderes antworten können, als daß ich allen heterodoxen Zwang ebenso hasse wie den orthodoxen; und daß es Mord sei, in Sachen des Verstandes und des Willens gewaltsam zu verfahren. Schon das Wort Religionsedikt macht mich zittern und beben. Es muß so Manches durcheinander wachsen bis zur Ernte — ohne daß ein Herodes und Pilatus oder Hohepriester Caiphas sich dreinmischen dürfen."

Wo er aber positiv antworten sollte, blieb seine Ansicht wie sein Charakter ebenso doppelseitig und eklektisch, wie die ganze damalige Geistesrichtung. Das trat auch in dem Verhältniß seiner theoretischen und praktischen Begabung und ihrer Bethätigung sehr auffallend zu Tage. Hippel war sehr vielseitig und spöttelte gern darüber, daß Kant und Kraus, „diese trefflichen gelehrten und achtungsvollen Männer, nicht fähig wären ein Land, ein Dorf, ja nur einen Hühnerstall zu regieren, — nicht einen Hühnerstall, sage ich. . . Kant hat gegen mich oft die Klage ausgesprochen, daß er nicht drei zu zählen im Stande sei; er meinte, daß er nicht drei Sachen, die im akademischen Rektorat vorfielen, zu übersehen vermöge." Hippel behandelte die bloße Theorie stets geringschätzig; wie

er denn allezeit die Thatkraft der Römer als nothwendig ergänzendes Moment zum ästhetisch-idealen Feinsinn der Griechen ansah. „Denker und Handler, Geschmack und Thatkraft, Ideal und Praxis — und ebendeshalb Griechen und Römer zu kombiniren" (auch in den Schulen) — hielt er für die größte Weisheit. „Die Aufklärung ist die wahre, die eine schöne Denkart mit echten Handlungen paart." Jeder große Mann dürfte nicht bloß ein spekulativer Kopf sein, der lediglich mit seinen Gedanken Handel und Wandel treibt; es gelte vielmehr fleißig zu sein in guten Werken, und die Handlungen so blank und klar darzulegen, daß Jedermann — wie mit dem Golde — wisse, woran er sei. „Ein dergleichen Thatenmann führt Alles auf den Markt, er stellt sich selbst in der That dem Volke — nicht dem Pöbel — vor, ein gewaltiger Unterschied!"

So zerarbeitete sich auch Hippel für die Oeffentlichkeit und war in Wirklichkeit ein energischer Thatenmann im römischen Sinne. Gleichzeitig aber vertiefte er sich gern in wissenschaftliche und ideale Interessen und huldigte wie ein klassischer Grieche dem feinen Geschmack. Das zeigte unter Anderem sein schönes, eigenes Haus im Roßgarten, welches Hamann (W. VI, S. 81) als ein „hochadliges Stammhaus in Königsberg" bezeichnet. In seiner ganzen Wohneinrichtung und ihrem sinnig künstlerischen Schmuck prägte sich jener ästhetische Sinn, wenn auch zum Theil im allegorischen Zopfgeschmack jener Zeit, aus. Er besaß die schönsten Oelgemälde und eine ausgewählte Bibliothek, auf welcher als Ueberschrift die Worte prangten: „Mehr sein als scheinen — allein und im Kleinen!" Ein Nebenzimmer war ganz und gar den Verstorbenen gewidmet. Aus vielen Dekorationen sprachen den Besuchenden mancherlei Erinnerungen des Todes an. Sehr liebte er es Abends nach gethaner Arbeit (gegen 6 Uhr) auf sein Landgut nach den „Hufen" hinauszuwandeln und dort die von ihm selbst gemachten künstlichen Park- und Land-

schafts-Anlagen aufzusuchen. Eine ganze Partie derselben war mit Todes- und Kirchhofsemblemen ausgestattet. Von dieser Liebhaberei geben die „Lebensläufe" (vgl. Jubelausg. Buch II, Kap. 1 u. 3; III, 2 u. 8) wiederholt Zeugniß. In seinem Nachlaß fand sich sogar ein Konvolut mit „hingeworfenen Gartenideen."

Obwohl oder vielleicht gerade weil dieser merkwürdige Mann durch so viel „Wüstenumwege", ohne welche — wie er sagte — kein Mensch unter der Sonne ins gelobte Land gekommen ist, — „nach Kanaan wandern mußte", fühlen alle ähnlich gestimmte Seelen eine gewisse Saite im eigenen Innern sympathisch anklingen, wenn Hippel das Geheimniß seines Seelenlebens so voll und originell in Worten zu verkörpern sucht. Seine Gegner und halben Freunde fielen freilich über ihn her, wie „Gewürm über eine Leiche". Wie heute, so deuteten auch damals gar Manche seine Verschlossenheit als heuchlerische Verstecktheit, seine Amtsstrenge als Herrschsucht, seine Ehelosigkeit als Cynismus, seine Sammelwuth als Geiz, seine aufopfernde Thatkraft als selbstsüchtige Gewaltsamkeit. „Der todte Löwe konnte sich nicht vertheidigen. Ihn verfolgte das harte Geschick der Ehelosen. Keine liebende Hand drückte dem Sterbenden die Augen zu" (Th. Mundt). Gegenüber all den mißliebigen Urtheilen, die ihn bitter kränkten, berief er sich muthig und ergeben auf eine höhere Instanz: „Er, der aller Welt Richter ist und recht richtet, weiß den innersten Gedanken meiner Seele und den Rath meines Herzens. Er weiß, wie ich ringe, die Menschen zu ihm zu sammeln, und wie ich getrost ohne Menschenfurcht gerufen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes."

Deß sind seine „Lebensläufe" ein unvergängliches Zeugniß. Es berühren uns dieselben, weil eben Hippel in ihnen nicht sowohl sein wirkliches als vielmehr sein geträumtes Sein und Leben — wie er es möchte gelebt haben — darstellt, durchaus nicht so peinlich widerspruchsvoll, wie seine wirkliche

Persönlichkeit mit ihren harten Gegensätzen. Gleichwohl geht auch durch dieses wundersame Buch eine Tragik hindurch, wie sie jedes tiefere Menschen- und Christenherz kennt und mitzufühlen vermag. Es ist der heiße, aufreibende Kampf zwischen Geist und Fleisch, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Herz und Vernunft, zwischen dem alten und neuen Ich, zwischen dem Engel und Teufel in uns.

Sofern auch heut zu Tage die harten Dissonanzen eines tief empfundenen Weltschmerzes allüberall nach Auflösung schreien, dürfte auch Hippel's aus dem tragischen Schmerz herausgeborener Humor bei manchen verwandten Seelen Anklang finden.

Es überragt dieser Mann, was den inneren Gehalt seiner „Lebensläufe" betrifft, um Eines Hauptes Länge alle Romanhelden der Gegenwart. Die etwas unbequeme Form seiner Darstellung dürfte in der neuen Jubelausgabe namentlich denen weniger empfindlich sein, welche dieses anziehende und bedeutende Geistesprodukt überhaupt erst jetzt kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Uns Alle aber, die wir in den baltischen Provinzen und in den weiten Grenzen des großen Reichs, dem wir angehören, den historischen und ästhetischen Sinn uns bewahrt haben, muß es wohlthuend berühren, daß sich in diesem Buche ein so bedeutendes Stück Welt- und Menschheitsleben gerade auf unserem heimathlichen Boden abspinnt. Gerade hier bei uns wird es nicht an Hippelfreunden fehlen, die — wie ich hoffe — auch in diesem neuen Gewande den alten Bekannten herzlich aufnehmen und begrüßen werden.

Дозволено цензурою. С.-Петербургъ, 14-го Октября 1878 г

Въ типографіи Стеикена и Лашинскаго, Офицерская 36.